Aus dem Tagebuch des Malers Friedrich Kurz über seinen Aufenthalt bei den Missouri-Indianern 1848-1852

Autor(en): **Kurz, Emil / Kurz, Friedrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern**

Band (Jahr): **14 (1895)**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-322120

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

III.

Aus dem Tagebuch

des Malers Friedrich Kurz über seinen Aufenthalt bei den Missouri-Indianern

1848—1852.

Bearbeitet und mitgeteilt von dem Neffen des Malers
Dr. *Emil Kurz,* Professor in Bern.

Mit Abbildungen aus dem Skizzenbuch von Friedrich Kurz, jetzt im Besitz des historischen Museums in Bern.

(Schluss.)

Fort Union, den 1. Januar 1852.

Um das Jahr gut zu beginnen, holte ich mir aus der Pelzkammer die schönste Grizzlybärenhaut, eine angefangene Studie nach unserem lebenden Exemplare zu vollenden. Das vielfarbige Kolorit, die Verschiedenheiten der krausen, borstigen, glatten und langen Haare genau wiederzugeben, nahm mir den ganzen Tag; da meine gewöhnliche Beschäftigung wie sonst abgethan werden musste, das Wasser trotz des Erwärmens auf dem Papier oft gefror, die küssenden und glückwünschenden Metifsmädchen mich beständig störten und auch Herr Dennik öfters mich zum Schreiben rief, weil ihn sein wunder Daumen bedeutend schmerzt, so rückte ich langsam vorwärts. Jeder Kuss der Mädchen forderte nach französischer Sitte ein Geschenk; wenn man daher die Mädchen fragte, was sie zum Neujahr wünschten, hiess es immer: ein Billet; nämlich einen Gutschein auf den Laden. Weniger als einen Dollar konnte man nicht geben, sie fanden selbst dies wenig; teure Küsse!

Joe Picotte war hier, um einen Vertrag, den ich aufsetzen musste, zu unterschreiben, erstens wegen des Aussendens von Tradern über die Winterquartiere hinaus; zweitens muss er sich bei Verlust von 1000 Dollars verbindlich machen, keine Deserteure in ihrem Gebiete anzustellen. Dieser letztere Punkt ist sehr wichtig, da das Aus-

'eissen dadurch so erschwert wird, um den Leuten allen Mut dazu :u nehmen, wenn sie der Opposition einen Streich gespielt; den Hass vusste man sich zu Nutzen zu ziehen; er steigerte den Eifer, dem Konkurrenten zu schaden; seinem frühern Herrn feindlich entgegen- :utreten und wieder zum alten Meister zurück wagt wohl kein Deser- eur, so lange er einen andern findet. Selbst bei diesem Vertrag- chreiben liess uns die alte La Pierre nicht in Ruhe, sie küsste alle m Office der Reihe nach; ich glaubte, ich müsse mich erbrechen.

2. Januar. Der alte Sapsucker kam heute an der Spitze einer tarken Bande Apsahrokas über den gefrorenen Missouri ins Fort. Jm ihm einige Ehre zu erweisen, musste ich den Vierpfünder auf .er Galerie über dem Flussthor dreimal losfeuern. Da durchaus :eine Patronen, noch eine Lunte vorrätig waren, musste ich die ,adung Pulver in ein Papier einwickeln und in den Lauf stossen, ann mit Lederfetzen einrammen, mit einem eisernen Stift das Zünd- ɔch räumen, Pulver aufschütten, mit einem feurigen Holze anzünden! Jnd das alles allein! Durch diese ungeschickte Weise zu laden hat er alte Gareau (Pierres Vater) einen Arm verloren; er glaubte, es ei nicht nötig, nach einem Schusse bei neuer Ladung das Zündloch u verhalten. Auch mit dem kurzen Scheite wäre es möglich, durch as zurückgeschnellte Rad den rechten Arm zu verletzen. Aber was ibt Herr Dennik darum?

Sapsucker wieder mein Gast mit seiner ganzen Familie. (Sapsucker ,t übrigens die gewöhnliche Benennung in den Vereinigten Staaten ir den Downy Woodpecker (Picus pubescens Audubon).

3. Januar. Des alten Chefs Medizin ist — getrockneter Büffel- ıist! Als ich meine Indianerpfeife ihm angezündet anbot, rieb er on einem kugligen Körper etwas trockenes Pulver auf das Melée; :h glaubte, es sei irgend ein Aroma, fand aber keinen Wohlgeruch, 'agte ihn, was er darauf gelegt habe. Er legte ein Stück getrock- eten Büffelmist in meine Hand, mit dem Bedeuten, ich müsse immer avon auf den Tabak thun, wenn ich mit ihm rauchen wolle. Auch ɔch! Zwei seiner Kinder tragen Stücke dieser heiligen Medizin als alisman in den Haaren über der Stirn. — Herr Dennik tauschte eute einen prächtigen Pfeifenkopf aus rotem Speckstein von einem psahroka ein und da er keinen Gebrauch dafür hat, bot er mir den- ılben für meine Sammlungen, zum Selbstkostenpreise. Ja, sagt' ich, enn mein Kredit im Laden dafür gut ist. Gewiss, sagt' er. Somit ıhm ich den schönen Pfeifenkopf für sieben Dollars auf meine echnung. Die Crows unter sich schätzen einen solchen Pfeifenkopf .eich einem Packpferde. Der rote Speckstein kommt von einem elsen in der Nähe des St. Peterflusses im Siouxgebiete. Durch die

Sioux werden die Pfeifenköpfe verarbeitet (ausgebohrt, zugeschnitten und poliert) und unter die übrigen Nationen verhandelt. — Le petit Mandan kam heute vom Herantsadorf; Büffel sollen ganz nahe in Menge sein; bin trotzdem froh, durch den indianischen Aberglauben hierher vertrieben worden zu sein. Bloss etwas bedaure ich dort nicht ausgeführt zu haben, nämlich eine Zeichnung des Dorfes mit all den Opferstangen; während die Herantsa darin wohnten, war gar keine Gelegenheit; selbst wie sie fort waren, blieben noch einige alte Hexen zurück, deren Zungen gefährlicher sind als ein Pfeil; sie treffen unversehens, ohne Warnung.

6. Januar. Herr Dennik handelte wieder einen indianischen Schmuck von einem Apsahroka ein, nämlich ein grosses Halsband von 30 Bärenklauen. Wenn Indianer solche Schmucksachen verkaufen, erhält man sie bedeutend billiger, als wenn man sie darum frägt; sehr natürlich! wenn sie einen Gegenstand antragen, bedürfen sie einen andern in demselben Augenblick vielmehr, man hat den Vorteil auf seiner Seite; wünscht man einen Gegenstand einem Indianer abzukaufen, den er selbst hoch schätzt, und nicht gezwungen ist, loszuschlagen, so fordert er viel oder etwas, das ihm doch noch lieber wäre. Herr Dennik handelt solche Schmucksachen nur ein, um den Indianern gefällig zu sein, wenn er sieht, dass er den Gegenstand mit Gewinn oder ohne Verlust absetzen kann; er trug mir das Halsband zum Selbstkostenpreise (10 Dollars) an; ich nahm es sogleich.

(Fig. 17). Ours fou.
(Skizzenbuch S. 168.)

L'Ours fou war wieder bei mir, fand zu seinem Verdruss bereits einen jungen Crow installiert, weil derselbe nach ihren Sitten nicht im gleichen Zimmer mit seiner Schwiegermutter wohnen darf! Er darf weder direkt mit ihr reden, noch sie sein Antlitz sehen lassen, bis er ein Kind von seiner jungen Frau hat! Gleicher Gebrauch herrscht bei den Dakotahs, doch bloss bei der ersten Ehe.

L'ours fou wollte, ich solle den „Bock“ fortjagen; er suchte die Einsamkeit meines Zimmers, um ungestört zu sein; ferner hielt er es unter seiner Würde, neben einem jungen Laffen zu sitzen, mit ihm zu rauchen! Dieser junge Apsahroka war aber äusserst reich angezogen. Kleid mit Kapuze, nebst Leggins aus einem neuen Mackinawblankett geschnitten; ein Mackinawblankett schleppte er nach-

ısig nach, um die vielen Verzierungen sehen zu lassen. Er trug ppelte Bewaffnung, als er herkam; Flinte in einem Futteral und ıcher nebst Bogen an zwei breiten Bandeliers über die Schulter hängt, beide Riemen ganz mit Korallenperlen (bead) nach verıiedenen Mustern bedeckt; die Futterale waren mit Tassels[1] und ;em Tuche verziert. Er trug drei Taschen mit sich; die grösste r Seite, offen; die Kugeltasche vorn am Gürtel, mit Deckel; eine itte hinten am Gürtel, mit langem, zugespitztem Deckel; alle schen reich und verschiedenartig mit beads verziert, förmlich deckt, die Messerscheide dito mit Fransen, und wie die Hosenbänder t Falkenschellen (von Leipzig) behängt. Das Klingeln dieser vielen hellen vorn und hinten machte ihm besonderes Vergnügen. Auch ı Mocassins waren mit Glasperlen bedeckt. Man sah, dass er der ebling vieler Schwestern oder zukünftiger Frauen war; Figur und sicht waren aber auch anziehend genug!

Er wollte immer Kameradschaft mit mir machen; frug mich dar, wie viel Pferde ich besitze, damit, wenn er mir eines der seigen schenke, ich auch ein solches als Gegengeschenk später zurückstatte. Ich wollte aber nicht eintreten, obschon Herr Dennik es r anriet; er sagte: wenn er Ihnen jetzt ein Pferd schenkt, verrechen Sie ihm ein gutes auf nächstes Jahr — wenn Sie nicht mehr sind. Auch meine Malertasche von Wachstuch gefiel ihm sehr, als vas Neues. Da ich eine praktischere Tasche mir hier habe machen sen, so schenkte ich ihm meine ältere, deren Unzweckmässigkeit m Reiten ich leider erfahren.

Sein Steigbügel, sein Sattel waren auch reich mit Glasperlen d Tassels verziert. Die Crowsättel zum Reiten bestehen aus zwei derkissen, durch einen breiten, soliden Ledergurt verbunden; ohne lz, ohne Bock. Man sitzt sehr angenehm zwischen diesen Kissen; ch leiden die Gäule nie darunter, da sie sich weich um den Rücken gen. — Uebrigens fehlt nie ein Stück Büffelhaut mit Haaren, oder dere Felle als Satteldecke (Ayischino).

9. Januar. Gestern langten *Graukopf* und *Bärenhaupt* mit ihrer nde zum Tauschhandel hier an. Die zwei Chefs wurden mit ihren milien in mein Zimmer gewiesen; dieses war dadurch so angefüllt, ss man sich fast nicht rühren konnte. Fand daher keine Gelegent, meinen 34. Geburtstag mit Betrachtungen über die Vergängıkeit des Lebens zu feiern. Hundertunddreissig Roben mehr, und ch immer keine erster Qualität; hie und da ist das Haar wie warzer Seidensammet, aber oberflächlich gegerbt, oder in der

[1] Tassel engl., Troddel, Quaste.

Mitte verschnitten; oder gutes und weiches Leder, aber kein feines Haar. Die Crows verlangen hauptsächlich Pferde einzutauschen, den andern Waren fragen sie diesen Augenblick wenig nach. Es sind aber wenig taugliche Pferde vorhanden; La Bombarde wird daher mit Sehnsucht von den Blackfeet zurückerwartet, wohin er mit Herrn Culbertson gegangen, um eine Herde auf Rechnung dieses Forts einzuhandeln. Weil die Anführer einer Bande jedesmal als solche beschenkt werden, wenn sie eine grössere Anzahl Roben bringen, so tummeln natürlich die Anführer ihre Leute mit der Zubereitung der Roben zu eilen. Die Anzahl geht über die Qualität. — Auch unter den 400 Assiniboinroben vom Mackenzie-Posten keine nach meinem Geschmacke gefunden; zwar durchschnittlich sorgfältiger zubereitet, aber doch alle in der Mitte zusammengenäht. Da der Rücken selbst von Kuhhäuten sehr dick ist, so schneiden die Squaws denselben heraus, um weniger Mühe zu haben; die beiden Teile werden dann mit Fasern getrockneter Sehnen zusammengenäht. (Die Kanadier nennen diese indianischen Fäden du nerf. Es gibt davon verschiedene Qualitäten; die Sehnen der langen Muskeln längs des Rückgrates werden vorzugsweise dazu benutzt, die feinsten vom virginischen Hirsch und den Kabris.) Hie und da trifft es sich auch, dass Stücke verschiedener Tiere zusammengefügt werden, was sich sehr sonderbar macht.

Madame David kam soeben, um von mir *du dur* zu erhalten, damit sie für Herrn Dennik einige gar zu schlechte Roben nachbessern könne. Verstand lange nicht, was *le dur* sein sollte. Im Fleischhause zeigte sie auf die Leber. Diese wird nämlich wie das Hirn von Hirschen oder auch im Notfall bloss Talg gebraucht, die Häute zu erweichen. In 3—4 Tagen bereitet eine Squaw eine Büffelhaut so gut, weich und dauerhaft zu, als unsere Gerber in sechs Monaten. Vorerst spannen sie die grüne Haut mit kleinen Einschnitten an Pflöcken auf dem Boden aus, schaben mit einem scharfen Instrumente (scraper) oder Knochen die Fleischteile rein ab, welche begierig von den hungrigen Hunden gefressen werden. Soll die Haut erst später zubereitet werden, so lässt man sie aufgespannt an der Luft trocknen, bis sie ganz hart wird; wo nicht, wird sie mit Leberfett oder Hirn einen Tag lang eingerieben, um sie diese einsaugen und dadurch erweichen zu lassen, am zweiten oder dritten Tage, je nach der Jahreszeit oder der äussern Temperatur, am Feuer langsam getrocknet, dabei beständig mit einem Stein geklopft oder gerieben, damit sie überall gehörig weich werde. Das Reiben spielt überhaupt bei der indianischen Zubereitung von Leder eine grosse Rolle, denn sobald die Haut, auf obige Art vorbereitet, ge-

ɔcknet ist, wird dieselbe an einem gespannten Strick von Pferde-
ar oder geflochtenem Leder gerieben, was sehr mühsam ist, und
nn noch oft mit einem Bimsstein geschabt. Die ganze Arbeit ist
hr beschwerlich von Anfang bis zu Ende. Schon das Abschaben
t dem Kratzer in tief gebückter Stellung ist sehr mühsam. Da
s Hirn von Hirschen feiner und seltener ist, als Leber oder Talg,
rd es hauptsächlich auch nur für Hirschhäute (nicht Elkhäute)
rwendet. Hirschhäute werden endlich noch über einem schwachen
ɜuer, mit grünem Sumach belegt, geräuchert; sie werden dadurch
ɜniger leicht durch das Wasser beschädigt, erhalten auch eine
lblich bräunliche Farbe, und behalten lange den Rauchgeruch,
ɜlchen die Mosquitos und Motten fliehen.

Der *Graukopf* hat seinen Namen von seinem grauen Haare her;
ist aber stellenweise ganz gelb. Da dies weniger vom Alter her-
hrt, so hat die Sonderbarkeit der Farbe ihm einen Uebernamen
rschafft. Er trägt beständig eine Pelzmütze mit roter Feder. Beim
ɪbakrauchen geht er mit vieler Ceremonie zu Werk. Erst sagte
, er rauche bloss nach der Mahlzeit. La Queue rouge, auch wieder
n seinem Besuch zurück, zündete alsdann die Pfeife an und reichte
ɜ dem *Graukopf* wie gewöhnlich mit der rechten Hand, das Mund-
ɪck vorwärts gerichtet. *Graukopf* bedeutete ihm aber, er solle die
ɪbakspfeife vor ihn hinhalten, dieselbe ihm nicht direkt anbieten;
dieser Stellung ergriff er sie mit verkehrter rechter Faust (Daumen
wärts) wie einen Knüttel, nahm sie sanfter mit der Linken und
at einen Zug, blies aber den Rauch nicht aus der Nase, sondern, als
das Rohr senkrecht vor sich in die Höhe hielt, auch aufwärts durch
n Mund; zog dann wieder einen Zug, hielt das Rohr nun gerade
r sich, puffte den Rauch in gleicher Richtung, ergriff dann das
ɔhr mit der linken Hand, zog frischen Rauch ein, hielt das Mund-
ɪck schief nach seiner rechten Seite hinaus, puffte rechts, dito nach
ɪks, zog wieder, berührte mit dem Pfeifenkopf die Erde, blies ihr einen
ɪalm zu, dann gegen das Feuer und opferte demselben auch einen
ɪff, dann erst rauchte er auf die gewöhnliche indianische Art,
n Rauch aus der Nase blasend.

11. Januar. In der Werkstätte des Zimmermanns vier Assiniboin-
uaws ein neues Spiel treiben gesehen. Sie sassen bei einander am
ɜuer, hatten vier flache, 1 $^1/_2$ Fuss lange, an den Enden zugespitzte
äbe zwischen sich auf dem Boden. Auf je einer Fläche zweier dieser
äbe war ein Mann gezeichnet, auf je einer Seite der andern dagegen
ɪnde; vier Flächen blieben unbezeichnet; eine Squaw nach der andern
griff mit der Rechten die Stäbe an einem Ende, warf dieselben ge-
ɪndt auf den Boden, mit der Spitze abwärts gekehrt, um die Stäbe

überpurzeln zu machen. Sind alle Gesichter (die bemalten Flächen) aufwärtsgekehrt, gewinnt die Betreffende den Einsatz der andern Spielenden doppelt; sind alle Rücken (unbemalte Flächen) aufwärts gekehrt, gewinnt sie einfach; wenn beide Männer oder beide Hände, die Hälfte. Der Einsatz besteht aus Maiskörnern; eine gewisse Anzahl derselben bedeutet nach Verabredung gewisse Gegenstände, wie Schmuck, Kleider u. s. w. Die Gewinnende wirft so lange, bis die Stäbe ungleich fallen, was Verlust bedeutet, worauf eine andere Spielende des Kreises die Stäbe ergreift. Die Weiber spielen ebenso leidenschaftlich, wie die Männer, vielleicht noch leidenschaftlicher, wenn sie keinen andern Zeitvertreib haben. Sie spielen auch Tag und Nacht, verlieren ihre Kleider sowohl als die ihrer Kinder, wie es hier geschah.

12. Januar. Wieder einen bedeutsamen Zug indianischer Dankbarkeit und Handelsklugheit gesehen. Ein Assiniboin lebte in seinem Zelte beim Dobyfort seit der Ankunft des Dampfbootes « Robert Campbell », hat seither beständig im Fort gegessen, geraucht und Geschenke erhalten. Endlich wurden seine fünf Roben fertig, er fordert einen hohen Preis, Joe Picotte verweigert denselben, der Assiniboin bringt die Häute hieher, um sie gegen den gewöhnlichen Marktpreis auszutauschen. Joe Picotte geht trotz langer Fütterung leer aus.

(Fig. 18).
Tätowierung: Sioux.
(Skizzenbuch S. 36.)

L'ours fou wieder zurückgekehrt mit seinem Lager, weil er sich nicht über die andern Lager von Assiniboins und Apsahrokas hinauswagte, also keinen Büffel erlegen konnte. Die Menge getrockneten Fleisches in unserer Vorratskammer, nebst dem Reste von Maismehl, schwebte dem grossen, aber faulen Chef immer vor. Die Weissen haben ihn zum obersten Anführer über die Assiniboins gesetzt, sie sollen ihn auch gehörig ernähren und kleiden. Und Weisse verwechselt er mit den Amerikanern, mit Uncle Sam. Ours fou, du scheinst eher ein *dummer* als ein *toller* Bär zu sein! Zuerst kam er und forderte Nahrung für alle; sah aber, dass es nicht ging, sagte, so gebt doch wenigstens mir und lasst die andern laufen. Dann folgten La jambe blessée und La Poudrière; man soll nur sie noch füttern. Es half nichts; der Folgen wegen mussten sie mit leerem Magen und langen Gesichtern abmarschieren. Würden sie gefüttert, so würde man diese Bettler nie los, sie würden sich auf uns ver-

ssen, nicht mehr jagen, was doppelten Schaden brächte, Verderung unseres Vorrats ohne Entschädigung und keine Büffelute. Sobald sie hingegen sehen, dass durchaus keine Nahrung sser gegen Bezahlung verabfolgt wird, sind sie gezwungen Büffel fzusuchen. Diese Assiniboin werden täglich träger, — was dem nstande zugeschrieben wird, dass sie nur wenige Büffelrenner bezen, die Besitzer derselben daher bedeutend im Vorteil sind, aber n auch für die ärmern Lagergenossen jagen sollten. Früher war ı jeder auf seine eigenen Beine beschränkt, jeder hatte dieselbe ıssicht auf der Büffeljagd, beim Umringen der Herde. Der Fussnger bleibt hinter dem Reiter und der Pony hinter dem amerikaschen Renner.

Von einem unserer Kunden wird erzählt, dass er früher zu ıss in einem Winter 140 Büffel erlegt, ihre Zungen und Häute er verkauft habe. Ein ganzes Lager, 40—60 Zelte, macht jetzt ine solche Beute in einem Winter.

Le Gras brachte schlimme Nachrichten vom Yellowstone. Dieser ausgebrochen, ausgetreten, hat Rottentails Lager überschwemmt. in grosses Zelt, aus 25 Häuten zusammengesetzt, alle seine neu ıgetauschten Waren, sein Vorrat grüner und fertiger Büffelhäute, ne Kleider, seine Zieraten, — alles ist zu Wasser gegangen. Er bst soll auf einem Hügel sitzen und heulen! Sapsucker hat von nen 37 Gäulen zwei verloren. Einem Crow kam das Wasser so ınell und unerwartet, dass er nicht mehr zur niederen Zeltthüre rausschlüpfen konnte, er musste inwendig an den Stangen zum ıuchfang hinausklettern und um Hülfe rufen. Er wurde auch wirkh später von einem Freunde auf seinem starken Gaule gerettet. allace, von Herrn Dennik mit Briefen nach dem Crowposten gendt, verlor auch sein Pferd in der Flut; hätte aber um diese Zeit r nicht in der Nähe des Flusses sein sollen.

Das Gespräch kam heute auf Herrn Palézieux' Plan, wieder für ıige Zeit hieher zu kommen, um seiner Leidenschaft zur Jagd zu ldigen. Wie er letztes Jahr nach Irland mit seinen Trophäen zuckkehrte, sagte er nämlich, er wolle später wiederkehren, seine genen Waren und Lebensmittel mitbringen, nicht zum Handel, ss zur Jagd, und Leute zu seinem Schutz und zur Hülfe aus eser Gegend anstellen.

Wir fanden den Plan selbst für einen reichen Mann, wie Herr lézieux, unausführbar, trotz seiner 100 Dollars täglichen Einmmens. Er wollte nämlich wohl ausgerüstet entweder im Dampfot oder zu Pferd in diese Gegend kommen, sich eine Blockhütte uen lassen und mit seinen bezahlten Jägern nach Herzenslust

jagen. Er ist ein leidenschaftlicher Jäger, trifft gut, aber findet nichts; er muss Gehülfen haben, die ihm das Gewild aufspüren, zeigen. — Er kann seine Hütte nirgends aufschlagen, als auf indianischem Gebiete, den guten Willen der Eigentümer seines Jagdgrundes muss er sich erkaufen, oder er wird als Schelm, als Räuber betrachtet, sein Eigentum ihm genommen, er selbst vielleicht, ja wahrscheinlich umgebracht, wenn er sich verteidigt; verjagt, wenn er gutwillig alles im Stiche lässt. Nirgends kann er lange verborgen sein, das scharfe Auge des Indianers wird seine Spur und den Rauch seines Feuers entdecken. Die Kunde seines Jagens auf fremdem Jagdgrunde wird sogleich verbreitet; sein unrechtmässiges Dasein ausgebeutet, benutzt, um von ihm Geschenke, Nahrung u. s. w. zu erbetteln. Sein Haus wird förmlich von Indianern belagert; der Reichste kann solche Bettelei auf die Länge nicht aushalten, denn er kommt ja nicht als Pelzhändler, sondern als Jagdliebhaber. Und wehe ihm, wenn er als Kaufmann auftritt; er zieht sich die Eifersucht der andern Pelzhändler zu, welche in Gesellschaften verbunden grössere Mittel verwenden, welche bereits bekannt sind, ihr Handelsrecht erkauft haben, ihn verderben können. Herr Palézieux ist aber bloss Jagdliebhaber, seine Squaws verfertigen seine Kleider, er sammelt bloss die Trophäen seiner eigenen Hand, er geniesst als unabhängiger Mann den Schutz keiner Pelzgesellschaft, wenn er von keiner Gesellschaft die Waren zu ihren Preisen kauft, was er gerade zu vermeiden sucht; es ist aber kein Mensch reich genug, sich beständig in diesem entfernten wilden Lande unabhängig zu erhalten; erstens muss er also seine Liebhaberei teuer von den Indianern erkaufen, zweitens muss er früher oder später in den Fall kommen, einem Indianer eine Bitte abzuschlagen, ihn irgendwie zu beleidigen — er hat Feinde! Dies ist unausbleiblich, er mag so gut, so freigebig sein, als er will. Die

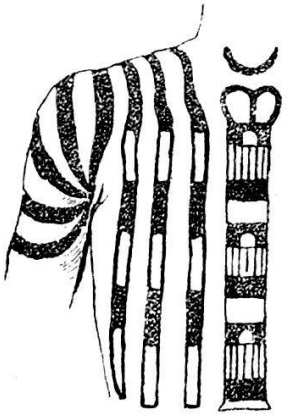
(Fig. 19). Tätowierung: Herantsa.
(Skizzenbuch S. 46.)

ɜider, die Feinde werden ihm zu schaden suchen, sein Leben gehrden. Je grösser seine Vorräte, desto mehr Bettler; je grösser ɜ Anzahl seiner Jäger, je unabhängiger er auftritt, desto zahlicher, desto heftiger seine Feinde.

Herrn Palézieux erster Plan war besser; er brachte einen ossen Kreditbrief von Chouteau jr. & Comp. nach Fort Berold mit; er wollte alles, was er brauchte, von der Compagnie ıufen, sich dieselbe zu Freunden machen; er wies den Kreditbrief ɜrrn Kipp vor; der war aber, wie es bei der Ankunft des Dampfotes immer der Fall ist, benebelt, begegnete dem reichen Jagdliebber unhöflich, reizte ihn. — Herr Palézieux kam nach Fort Union, t einigen Jägern, die er in Dienst genommen. Hier jagte er einige it, war aber sehr sparsam, seine Pläne gingen nun weiter.

Ein reicher Liebhaber thut am besten, mit einem Kredit von ıer ordentlichen Summe bei der Compagnie versehen zu sein; ıne Pferde, Waffen, Kleider mitzubringen, alsdann im Frühjahr mit ıigen Jägern und Führern, die des Landes, besonders aber der ɔuxsprache als der verbreitetsten kundig sind, zu Ross nach irgend ıem Posten am Missouri zu reiten, je höher hinauf, desto bessere gd. Schon das Wandern über die Prairie ist für einen Jagdliebber anziehender, als gemächlich in einem Dampfboot zu fahren, ne je zum Schuss zu kommen. In jedem Posten der Compagnie, n er auf der Wanderung trifft, ist sein Kreditbrief und seine ıpfehlung hinlänglich, um ihm alles zu verschaffen, was ihm ıngelt; er braucht deshalb keine grossen Vorräte mitzunehmen. hüte sich, geistige Getränke anders als für seine Arznei bei Erltungen, Quetschungen mit sich zu führen. Der Geruch ist für wisse Weisse unwiderstehlich. Am Posten angelangt, den er sich serkoren, schliesst er z. B. einen monatlichen Accord mit dem urgeois desselben für ein Zimmer, erste Tafel, Feuerung, Pferdet. Er verlange es nicht besser, als der Bourgeois es selbst hat; ht an einem besondern Tische Leckerbissen zu geniessen, während ɜ andern Bewohner des Postens vielleicht mit schmaler Kost sich gnügen müssen, z. B. soll er nicht verlangen, frisches Fleisch zu ɜen, wenn auf 40 Meilen kein Gewild zu treffen ist; Zucker und hl und Kaffee im Ueberfluss zu haben, wenn sogar nicht genug den Pelzhandel vorrätig ist; denn der Bourgeois darf um eines zelnen Mannes willen, der nur für kurze Zeit da ist, seinen ndel für die Zukunft nicht beeinträchtigen, nicht Kunden verɜen, die er bloss mit grossen Opfern wieder zurückgewinnen kann, s dann den momentanen Vorteil auf einigen Artikeln bald verlingen würde.

Dadurch, dass er mit dem Bourgeois isst und trinkt, ist er aller Fütterung der Indianer, aller Bettelei enthoben; wenigstens schadet es ihm nichts, wenn er die Wünsche der Indianer nicht befriedigt. Dadurch, dass er ferner alle Bedürfnisse, Geschenke, Belohnungen vom Bourgeois kauft, ist dieser gezwungen, ihm beizustehen mit Rat und That; er wird schon aus Interesse sein Freund. Auch würden die Waren, die er mitbrächte, wegen der bedeutenden Transportkosten (zu Pferd, anstatt per Dampf) wenigstens ebenso hoch kommen, als im Fort. Dadurch endlich, dass er in einem Fort unter diesen Verhältnissen wohnt, geniesst er die gleichen Vorrechte der Compagnie auf indianischem Boden zu jagen; wird ihm etwas von Bedeutung gestohlen, kann ihm der Bourgeois das Verlorene durch seinen Einfluss wieder verschaffen. Doch muss er bedenken, dass ein Bourgeois als Befehlshaber, als verantwortlicher Aufseher nicht gerne sieht, wenn man seinen Einrichtungen zuwider handelt, seine Autorität nicht anerkennt; solches Betragen würde sogleich einen Bruch herbeiziehen. Da er von einem Fort zum andern wandern und jagen kann unter dem Schutze der Compagnie, so kann es ihm an Jagd nicht fehlen. Denn auch angenommen, er jage unabhängig, so müsste er auch immer dem Wilde nachziehen. Bloss in einer Robinsonade kommen alle verschiedenen Tiergattungen wie gezaubert daher; aber in Wirklichkeit hat ein Trupp Jäger bald die wildreichste Gegend ausgebeutet.



(Fig. 20).
Tätowierung: Sioux.
(Skizzenbuch S. 83.)

15. Januar. Herr Dennik flüchtete sich in mein Zimmer, in der Hoffnung den Betteleien zu entgehen. Le Gras hatte ihn aber bald aufgestöbert. « Nun sage gleich, welche Artikel Du willst, » fiel ihm Herr Dennik in die Rede, « erstens? » « Einen Kalikoüberzug für mein Pfeifenrohr, » begann Le Gras, « lang genug, um an beiden Enden herunterzuhängen. » — « Zweitens? » am Finger nachzählend. « Augenwasser. » — « Drittens? » — « Tabak. » — « Viertens? » Da musste Le Gras selbst lachen und seine Bettelei aufgeben.

16. Januar. Meine erste Elkstudie gemacht. Elk nicht so elegant, so stolz, wie unser Edelhirsch; mehr Kuh im geraden Rücken und den starken Beinen. Es ist mir sehr daran gelegen, die lebende, wie die vegetierende Natur gründlich zu studieren, denn meine Bilder sollen auch dem Naturforscher genügen; bin deswegen nicht so weit gewandert, habe so viel gelitten, um — zu malen. Formen,

ırben und Bewegungen müssen streng nach der Natur studiert in; blosse Phantasiestücke, — nein!

17. Januar. Trotz der fürchterlichen Kälte kam doch Rottenil mit einigen seiner Anhänger hieher, um sein Geschäft durch ›rschüsse wieder zu heben und zugleich sein Unglück zu erzählen. ›r Yellowstone überfiel die Apsahrokas im Schlafe; sie hatten 'ar das donnerähnliche Geräusch des sich Bahn brechenden Wassers hört, dasselbe aber dem Sturmwinde im Walde zugeschrieben. Je ch den tiefern oder höhern Lagen der Zelte verloren die Bewohner ›hr oder weniger; einige konnten kaum ihre Kinder retten, andere ch etwas Bettzeug. Zum Glück für Rottentail befanden sich seine erde und seine sechs vortrefflichen Maulesel auf der Uferbank. e Berdache verlor alles ausser ihrer Robe, in welcher sie gehlafen. Zwei Pferde, ihr Vorrat von grünen und fertigen Büffeluten, Waren, Lebensmittel, Messer, alles wurde vom reissenden rom weggeschwemmt; sie musste mit dem rauschenden Strom um : Leben kämpfen, er reichte ihr bis zur Brust. Die Kälte des swassers schwellte ihre Glieder. Kein Wunder! Einige wackere nglinge suchten mit grosser Lebensgefahr einige wertvolle Gegenınde dem Strom zu entreissen; wiederholt sprangen sie wieder in › Flut, um zu retten. Aber Rottentails Zelt konnten sie nicht hersfischen, es war zu schwer, sie hatten keinen sichern Stand, es ırde weggeschwemmt. Doch nach sechs Tagen fanden sie dasselbe einem Gebüsch verwickelt. Welch malerische Scene! Väter und ıtter ihre Kinder rettend, Jünglinge ihre Geliebten, alte Jungsellen und Witwen ihre Habseligkeiten, einige selbst froh mit iler Haut, entblösst davon zu kommen. Mutige Männer auf starken ›ssen gegen die Strömung kämpfend, Schwachen zu helfen, sie zu ınutigen, sie zu unterstützen!

18. Januar. Rottentail schenkte Herrn Dennik wieder eine Kriegsube von 36 Adlerfedern, also drei vollen Adlerschwänzen, von n Indianern auf drei gute Packpferde geschätzt. Für ein solches Geıenk erwartet er natürlich ein Gegengeschenk. Gegen Weisse ist ı Indianer nie freigebig, er erwartet von ihm stets ein Gegenschenk früher oder später. Selbst unter sich ist der Indianer bloss swegen mit Geschenken (Fleisch ausgenommen) freigebig, um sich eunde zu erwerben, einen Anhang zu verschaffen. — Ich werde ›sen interessanten Kopfschmuck abmalen, da ich keine 36 Dollars für bezahlen kann.

·Rottentail brachte neun Roben zum Verkauf; sobald er den ert empfangen, sprach die Berdache eine derselben als ihr Eigentum . Rottentail ist ein Yankee, er ist smart! Er gab seiner Frau

schuld, die Frau gab zu, eine Robe gehöre der Berdache, will aber ohne dieselbe doch neun Roben Jim Hawthorn übergeben haben. Jetzt erst sieht Herr Dennik, dass Jim die Crowsprache gar nicht versteht; nur eh = ja. Herr Dennik muss die Robe zweimal bezahlen, des Schmeichlers Aktien fallen. — Rottentail hat bis zum Frühling Abschied genommen, will erst zurückkommen, wenn er wieder reich ist. Das ist gescheit von dir; geh' nur! je weniger Indianer in der Nähe, desto mehr Tiere gibt es zu sehen. Zu meinen Studien sind mir jetzt Jagdtiere willkommener.

19. Januar. Auf einmal grosse Stille im Fort, eine wahre Windstille. Herr Dennik bot mir gütigst an, die Kriegshaube in seinem warmen Office (seinem Schreib- und Empfangszimmer) zu kopieren; ich liess daher Packinaud kommen, damit derselbe sie gehörig aufsetze und mir als Modell diene. Die Aehnlichkeit seines Gesichtes unter den Federn hat viel Lachen verursacht, seiner Eitelkeit nicht wenig geschmeichelt. Studien kommen langsam, doch mehren sie sich stets. Ja, sie werden so reichhaltig, dass die Idee einer Galerie unpraktisch (d. h. zu beschränkt) zu werden beginnt. Welche Bilder soll ich malen, welche auslassen? Und das Leben der Trader, Mountaineers, Halbindianer? Ihre Jagden, Abenteuer, Freuden und Leiden, Reisen, Arbeiten, Gefahren zu Wasser und zu Lande, in Hitze und Schnee, von Rothäuten und wilden Tieren umgeben, ihre Liebschaften, ihr Glück und Unglück, sind die nicht auch interessant? Mit dem letzten *Büffel* verschwindet der letzte *Wilde*, mit dem letzten Wilden aber auch der letzte Trapper und der letzte Pelzhändler.

20. Januar. Smith wünschte meinen Feuerstahl, um morgens auf die Jagd zu gehen; kein Feuerstahl im ganzen Fort für kein Gewicht von Gold zu haben! Kein Feuerstahl, keine Kohlen in einem so ausgedehnten Geschäfte, und doch ein so wichtiges Werkzeug! Den Jägern sind sie unentbehrlich. Zündhölzchen werden leicht feucht, unbrauchbar, auch ist kein Vorrat da. Die andern Jäger brauchen ihren Feuerstahl selbst, oder wollen ihn wenigstens wegen seines momentan hohen Wertes nicht den langen Fingern eines Indianers aussetzen. Smith kann mir aber von grossem Nutzen sein, wenn er die Köpfe der grössern erlegten Tiere am Rumpfe lässt, der kleinern vollständig mitbringt, mir auf die Weise Studien liefert; daher ich ihm meinen Feuerstahl sogleich schenkte, obschon man hier nicht weiss, wo man nächste Nacht schlafen wird, ob man nicht unerwartet ins Freie gesandt wird, wo alsdann ein Feuerstahl so notwendig wie ein Messer oder eine Flinte ist.

Smith sagt, die männlichen Elks leben um diese Zeit abgesondert von den Kühen zu vieren, fünfen bis achten, die Elkkühe zusammen

Banden von 10—20 Stück, nebst den Spiessern. — Ferner er-
ıhlte er von einer grossen Höhle in der roten Erde an den Quellen
ɜs Missouri. Die Blackfeet gehen in dieselbe nur in grosser Anzahl,
ɜfestigen einen langen Strick am Eingange, nehmen das andere
nde mit, um sich nicht in den vielen Nebenhöhlen zu verirren.
ie Indianer finden häufig Skelette von Menschen und Tieren, von
elchen sie glauben, sie hätten sich in dem Labyrinthe verirrt, seien
ɜrhungert.

Herr Dennik spricht davon, einen Teil seiner Leute und Gäule
ıfs Land zu schicken, wo beide Teile sich selbst ernähren können,
n sein dürres Fleisch zu sparen. Obschon er noch bei 15,000
fund desselben besitzt, so geht es doch rasch weg bei der grossen
nzahl von Leuten, wenigstens 60 Pfund täglich. Nun wird aber
eses Fleisch im Fort Pierre sehr gut bezahlt; denn dort sind
üffel schon sehr selten. Sobald unsere Vorposten zurück sind, wird für
ele von uns wenig Beschäftigung zu finden sein, sie sollen sich
ıher selbst ernähren. Wie würde ich mich freuen, dabei zu sein!
a gäbe es Gelegenheit genug, die Jagdtiere, ihre Manieren, ihre
ebensart, ihre Aufspürung, Verfolgung und Erlegung zu studieren.
ür mich genügt bloss eine treue Abbildung eines Tieres nicht,
enn ich die interessantesten Scenen aus dessen Leben malen will;
h muss auch dieses Leben kennen, wie ihre Gruppierungen, Ge-
ste, Tugenden, schwachen Seiten, und ob sie die Prairie oder den
'ald, Schluchten oder Hügel, Sümpfe oder Flüsse vorziehen, und
ı welchen Jahreszeiten die Männchen bei den Weibchen leben, die
'eibchen ihre Jungen werfen u. s. w.

25. Januar. Das Wasser des Yellowstoneflusses soll Kröpfe ver-
ɜsachen, was dem gelben Tuffstein zugeschrieben wird; weder
issouri noch Mississippi enthalten kropfverursachende Bestandteile.

Gestern abend langten Bruyère von seinem Winterposten auf
esuch, und La Bombarde endlich mit 17 Pferden von den Blackfeet
ı, wohin er Herrn Culbertson begleitet hat, um Pferde zurück-
ıbringen. Herr Culbertson gelangte glücklich in 24 Tagen nach
ɔrt Benton, sandte sogleich einen Boten (Express) direkt nach
ɔ. Louis. In jedem Posten der Compagnie wird der Express mit
ischen Lebensmitteln und im Notfall mit frischen Pferden aus-
ɜrüstet.

29. Januar. Letzten Dienstag abend ist Morgan wieder von der
ıtern Bourbeuse zurückgekehrt. Der erste und zweite Tisch (Bour-
ɜois, Clerks und Dolmetscher — Jäger, Handwerker und Ross-
ıiter) wurden dadurch so angefüllt, dass Herr Dennik sich genötigt
ıh, die vielbesprochene «Hungerschar» mit den halberfrorenen,

abgemergelten Kleppern abzusenden. Dazu wurde die Nachbarschaft der Heustöcke (hay stocks) als guter Wiesengrund und bevölkertes Hirschrevier ausersehen. Das gesammelte Heu ist durch das unzeitige Aufbrechen des Yellowstone überschwemmt, verdorben worden; es liegt von einem grossen, wenig tiefen See umringt, der seither nur leicht eingefroren. Da unsere vier besten Hirschjäger sich bei der Schar befinden, so wird es einen lustigen Wetteifer verursachen. Cadotte, Smith, La Bombarde, La Pierre mit ihren Familien ziehen ab, und so wird die Gegend bald veröden. Wäre gern dabei gewesen, doch bin ich froh, einstweilen noch im Fort nützlich sein zu können; meine Brauchbarkeit würde sonst ein gar zu schnelles Ende genommen haben. Heute ist der Express zu Fuss nach St. Louis mit einem Gefährten nebst Packgaul abmarschiert. Ein hartes Unternehmen, in dieser Jahreszeit 2500 Meilen zu Fuss bis nach St. Joe, von wo er das Dampfboot nehmen darf.

(Fig. 21).
Herantsa, an die Wand zeichnend.
(Skizzenbuch S. 135.)

Nachher erzählte mir Packinaud eine Tradition der Herantsa über ihren Ursprung.[1] Vorerst, sagt er, wird diese Tradition von den alten Herantsa nie begonnen, oder ein hinlängliches Quantum mêlée sei für die ganze Dauer der Erzählung, nämlich zwei Tage und zwei Nächte, gerüstet. Die jährliche Wiederholung dieser Tradition ist eine feierliche Handlung.

Die Herantsa glauben, sie seien unter einem grossen Wasser (See) hervorgekommen, aber nur die Hälfte ihres Volkes, die andere sei noch zurück geblieben. Man habe nämlich aus einer Höhle hervorkriechen, sich an einem Baumaste auf die Oberfläche der Erde emporschwingen müssen; wie aber eine hochschwangere Frau den Rettungszweig ergriffen, sei derselbe heruntergerissen, durch die Frau der Ausgang verstopft worden. Damals sahen die Herantsa

[1] Ein ähnlicher Mythus findet sich bei den Kayowé-Indianern. Vgl. darüber A. Gatschet in «Ausland», 1890, Nr. 16. S. ferner p. 137.

onne und Mond zum erstenmal. Im Monde lebte damals ein Frosch nd eine Herantsafrau. Die Sonne nahm nun eine Kohle oder verrannte Erde und sprach zu den beiden im Monde: Dasjenige von ich, welches beim Kauen dieser Kohle mit den Zähnen den angehmsten Lärm hervorbringt, das heirate ich. Der Frosch nahm ein tück Kohle und begann zu kauen; das Weib aber nahm geröstetes orn dazu und machte den grössten Lärm mit den Zähnen. Die onne heiratete das Weib. Sie erzeugten einen Buben. Der Vater ng täglich auf die Jagd, verschaffte Fleisch in Fülle. Die Mutter beitete fleissig im Kornfeld und brachte Mais im Ueberfluss nach ause. — Wie der Bube grösser ward, anfing herumzuspringen, verot ihm der Vater die pomme blanche auszugraben oder er werde erben. Wie nun einst der Vater jagte, ging die Mutter mit dem ohne in die Prairie und fing an die pomme blanche auszugraben. er Knabe erinnerte sie an des Vaters Verbot. Die Mutter antwortete, werde ihnen keinen Schaden bringen. Durch das Loch einer ausgrabenen pomme blanche sah nun die Mutter das Dorf ihrer Verandten, der Herantsa, auf der Erde, sah ihren Spielen, Tänzen, Herden n Pferden (?), ihren Arbeiten in den Kornfeldern zu. Das Heimweh griff sie, sie sehnte sich nach ihren Leuten. Ihrem Sohne gab sie an, inen Vater um alle Sehnen einer Büffelkuh zu bitten, wenn er is nächste Mal auf die Jagd gehe. Der Bube that, wie er geheissen ar. Der Vater frug, was er damit wolle? Einen langen Strick vertigen zum Spielen. Sein Vater, die Sonne, brachte auch wirklich le Sehnen einer Kuh bis an eine, eine dicke kurze im Hinterhenkel. Diese vergass er. Die Mutter arbeitete aus den andern nen langen Strick. Wie dieser fertig war, und die Sonne auf die igd ausgegangen, nahm die Mutter ihren Sohn nebst dem Stricke naus zur Höhle der ausgegrabenen pomme blanche, legte einen chtigen Stock darüber, befestigte den Strick daran und liess sich demselben zur Erde hinunter. Der Strich war aber zu kurz, sie langte bloss bis zu den Zweigen eines hohen Baumes. Unterdessen ar der Vater von der Jagd zurückgekehrt, hatte niemanden zu ause gefunden, weit umher gesucht, endlich Weib und Kind am ngen Stricke sich festhaltend gefunden. Die Sonne ergreift einen hweren Stein, befiehlt ihm, die Frau zu töten, aber seinen Sohn cht zu beschädigen, wirft den Stein nach seiner Frau und tötet sie. er Stein soll noch an der Mündung des kleinen Missouri liegen.

Der Sohn gelangte an dem Baum hinunter auf die Erde. Er ar ohne Furcht, denn er war Medizin, ein übernatürlicher Sohn. Er f umher, etwas Essbares aufzufinden; kam endlich zu einem Zelte, welchem ein altes Zauberpaar wohnte. Des Mannes obere Hälfte

war so hässlich, wie möglich, seine untere Hälfte eine Schlange. Als der Knabe in das Zelt trat, fand er niemanden darin, sah aber ein irdenes Geschirr mit gekochtem Mais, welchen er ass. Mehrere Tage hintereinander besuchte er dieses Zelt, fand immer gekochten Mais, aber keinen Zauberer. Das alte Weib fand abends immer ihren Mais aufgegessen, suchte den Dieb aufzuspüren, bemerkte des Buben Fusstapfen, deren Kleinheit sie aber noch im Zweifel liess, ob es ein Bub oder ein Mädchen sei. Um darüber Gewissheit zu erlangen, legte sie neben den gekochten Mais einen Spielball, wie die Mädchen solche einander mit den Füssen zuwerfen, nebst einem Bogen mit Pfeilen. — Darauf sagte die Alte zu ihrem Mann: Ist das Kind ein Bube, ergreift es Bogen und Pfeil, ist es ein Mädchen, den Spielball. Sie fand noch denselben Abend des Diebes Geschlecht heraus.

Nachher passte sie dem Knaben im Zelte auf, lud ihn ein, bei ihnen zu bleiben. Der alte Zauberer war sehr böse und mürrisch, gönnte dem Jungen das Essen nicht, verbot ihm gar in einem Anfall schlechter Laune zu essen, oder er müsse sterben. Der Bube fürchtete sich aber nicht, sagte ihm, er sterbe nicht und wenn er ihn nicht wolle essen lassen, so werde er ihn töten. Du kannst nicht, ich bin grosse Medizin, niemand kann mich töten, antwortete der Alte. — Du glaubst, ich könne Dich nicht töten? Ich will Dir dies gleich beweisen. — Nimmt einen seiner Pfeile, legt ihn auf und jagt ihn dem Alten durch den Kopf, dass er sogleich auf der Stelle liegen bleibt. — Als die alte Frau zurückkehrte, erzählte der Bub, was begegnet. Sie war darüber nicht sehr betrübt, beschenkte den Jungen mit einem neuen Bogen und Pfeilen, welche den Zauber besassen, alles zu treffen, was der Besitzer wünschte, selbst wenn dieser den Gegenstand nicht sehen würde. Gut, sagte der Knabe, nun will ich Dir Fleisch ins Haus liefern. So that er auch, verschaffte Fleisch im Ueberfluss. Auf einer seiner Wanderungen traf der Junge einst zwei Männer, grosse Zauberer, die sprachen zum jungen Jäger, sie seien sehr hungrig, könnten aber keine Büffel finden. — Gut, ich will für Euch eine Kuh schiessen. — Wir sehen keine. — Was ich verspreche, thue ich, sagte er, legte einen Zauberpfeil auf, sagte ihm: schina etarka (töte Kuh); traf eine solche. Sie finden dieselbe auch bald in der Richtung des abgeschossenen Pfeils, zerschneiden sie, nehmen ein ungebornes Kalb heraus. Dies war des jungen Jägers Medizin (ein ihm im Traum erschienener Talisman), er läuft davon, seinen Zauberbogen nebst den Pfeilen zurücklassend. Die beiden Zauberer erkannten sogleich des Jungen Medizin, fassten das ungeborne Kalb, nebst dem Bogen und den

Pfeilen und verfolgten ihn. Sobald er fühlt, dass seine Kräfte nachlassen, klettert er auf einen Baum, die beiden Zauberer hängen das Kälblein an den Fuss des Baumes, der Junge ist gebannt.

Die Zauberer verliessen den Knaben, kamen erst nach einem Jahre wieder zurück, fanden ihren Gefangenen sehr ausgehungert, abgemagert, sprachen zu ihm: wenn er befreit sein wolle, müsse er versprechen, ihnen seine Stiefmutter zu verschaffen, jedem von ihnen für eine Nacht. Er versprach es. Jene nahmen das Kälbchen weg, liessen ihn nach Hause zurückkehren. Die Stiefmutter war sehr erfreut, ihren jungen Jäger wieder zu sehen. Er musste ihr seine Abenteuer erzählen; vergass auch nicht seines Versprechens zu erwähnen, wodurch er frei geworden. Da sagt die Alte: ich kenne diese zwei Zauberer wohl; seit dem Tode meines Mannes haben sie mir immer nachgestellt; ich wollte nichts von ihnen, ich hasse sie. Aber Dir zulieb, sagt sie, weil sie Dich zurückkehren liessen, will ich Dein Versprechen erfüllen. Die zwei Männer kamen, errichteten eine Zauberhütte, die Alte schlief bei ihnen, bei jedem eine Nacht; dann gingen sie weg.

Der Knabe jagte wieder. Eines Tages sah er eine Klapperschlange; zu jener Zeit hatten diese Schlangen noch keine Klapper; aber einen langen Schnabel, mit welchem sie durch die Erde graben konnten, so schnell als sie jetzt laufen. Der kühne Bube schoss die Schlange tot, kam nach Hause, erzählte seiner Mutter, was er gethan. Nun, mein Knabe, sagte sie, morgen wenn Du auf die Jagd gehst, wirst Du ein Nest dieser Schlangen antreffen, sie werden Dich gewiss umbringen, wenn Du zu ihnen hingehst. Aber der Junge, im Bewusstsein seiner Unsterblichkeit, trat sogleich in das Nest der Schlangen, sobald er dasselbe gefunden; schoss eine Menge derselben tot, aber es wurde Nacht, bevor er alle vernichtet hatte. Er wollte nach Hause zurück, die Nacht war zu finster, er legte sich auf die Erde nieder, steckte einen Pfeil zu seinen Häupten, einen zu beiden Seiten in den Boden. Diese Pfeile hatten die Eigenschaft, beim Herannahen von Gefahr auf den Schläfer zu fallen, ihn zu wecken. Jene Nacht war der junge Schütze sehr schläfrig, und als eine Schlange sich ihm näherte, ein Pfeil nach dem andern auf ihn fiel, traf er keine Anstalten zur Verteidigung, kümmerte sich nicht um die Gefahr. Die Schlange rannte dann durch seinen ganzen Körper bis in seinen Kopf, wo sie ihm grosse Schmerzen verursachte, ohne ihn töten zu können. Um die Schlange los zu werden, fragte er sie, ob sie ihn verlassen wolle, wenn er alle gestern getöteten Schlangen wieder zum Leben brächte. — Ja, ich will, sagt sie. —

Er schüttelt seinen Bogen, spricht einige Worte zu ihm; die toten Schlangen werden wieder belebt.

Wie der Junge nach Hause zurückkehrt, sagt ihm die Stiefmutter: das nächste Mal wirst Du auf Deiner Jagd eine Quelle sehen, neben dieser Quelle ein Zelt; gehe nicht hinein, Du könntest ums

(Fig. 22). Herantsa mit geschwärzten Gesichtern.
(Siehe Jahresbericht 1894, S. 62.)
(Skizzenbuch S. 80.)

Leben kommen. Aber der kühne Junge suchte Gefahr, er liebte sie. Er suchte die Quelle auf und das gefährliche Zelt, trat sogleich hinein; es war sehr finster. Doch vernahm er die Stimme eines Mannes; sie sprachen miteinander. Endlich fragte der Sonne Sohn den Mann im dunkeln Zelte, ob er nicht zum Zeitvertreib ein Spiel herschaffen könnte. Derselbe holte zwei Billardstäbe hervor. Sie

spielten zusammen, konnten aber in der Dunkelheit nicht entscheiden, wer gewonnen, die Stäbe lagen zu dicht nebeneinander. Der Mann der Dunkelheit riet nun dem jungen Jäger, einen andern Mann aus einem nahestehenden Zelte zu holen, welcher von den früher erwähnten zwei Zauberern dahinein gebannt worden. Ruf' ihn zu entscheiden. — Wie heisst er? — Uteh! Der Knabe ruft den andern Mann bei seinem Namen, welcher *derjenige in der Ecke* bedeutet. Uteh entschied für den Jungen, der dunkle Mann ward zornig; der Bube erschlug ihn.

Nun sagte Uteh (hat wohl dieser Name Uteh [englisch: Utah] mit dem Mormonenlande Utah einige Beziehung?) zu dem Sohn der Sonne: Du hast einen verwegenen Streich begangen, die zwei Zauberer werden diese Nacht hier sein und Dich töten. — Sie können nicht, ich bin grössere Medizin. Und er erzählte Uteh seine Abenteuer. Gut, sagte dieser, wenn Du die beiden Zauberer töten willst, will ich Dir sagen, wie es anstellen. Bewache sie, wenn sie diese Nacht zum Schlafen kommen; sobald sie eingeschlafen sind, lege quer über jeden einen dieser Billardstäbe; sie können sich nicht mehr bewegen, sind kraftlos. Da nun auch sein eigener Bann gelöst war, lief er schnell davon. Die zwei Zauberer kamen; der Junge legte die Zauberstäbe über sie; sie waren gebannt, konnten sich nicht mehr von der Erde erheben. Hierauf sprachen sie zum Jungen, sie befänden sich jetzt in seiner Gewalt, er solle jetzt auch sagen, was sie zu ihrer Erlösung leisten sollten. — Gut, ich habe gehört, Ihr hättet eine wunderschöne Schwester, die noch keinen Mann gehabt; lasst mich eine Nacht bei ihr schlafen, und Ihr sollt frei sein. Sie versprachen ihm seinen Wunsch zu erfüllen; er hob die zwei Stäbe weg, — schlief zwei Nächte bei dem schönen Mädchen u. s. w.

Da hielten wir an, ich hatte die Geschichte satt. Dafür fragte ich Packinaud über die Herantsa aus. Vor 20 Jahren sollen sie sehr mächtig gewesen sein, weder Sioux noch Assiniboins gefürchtet haben. Zur selben Zeit lebten sie in fünf verschiedenen Dörfern.

1. Dorf, wo jetzt die Mandans wohnen, 250 Zelte.
2. Dorf, eine Meile höher am Missouri, 80 Zelte.
3. Dorf, am Kniferiver, 130 Zelte.
4. Dorf, 1 ½ Meilen höher als Kniferiver, 60 Zelte.
5. Dorf, 6 Meilen vom letztern, 30 Zelte.

Zusammen 550 Zelte mit 1650 Kriegern.

Die Blattern und Röteln brachten sie auf 80 Krieger herunter; nachdem sie seither sich wieder auf 150 Krieger vermehrt hatten, raffte letztes Jahr die Cholera 20 weg. Die Teton-Sioux sollen von St. Louis stammen, die Ricaras von den Council Bluffs herauf ge-

drängt worden sein. Die Rihs bewohnen jetzt das gleiche Dorf, welches früher die Mandans besassen; d. h. die gleiche Lage haben sie ausgewählt, indem die Erdhütten höchstens sieben Jahre dauern. Mandans und Herantsa haben immer als gute Freunde zusammengewohnt.

3. Februar. Kapitän Marryatt, die Mormonen und andere (Lord Kingsborough) wollen die Indianer von dem verloren gegangenen Stamme der Juden herleiten. Weder in den Gesichtszügen, noch im Charakter eine Spur von Aehnlichkeit! Der Indianer ist von Natur freigebig, der Jude eher das Gegenteil. Jener sammelt keine Reichtümer, er lebt mehr oder weniger von der Hand ins Maul; was er besitzt, gibt er weg, um Freunde zu gewinnen, sich einen Anhang zu verschaffen. Largesse, largesse erwirbt Auszeichnung, Geschenke werden auf der Staatsrobe gezeichnet, wie die « coups ». — Die Tradition der Sündflut findet sich sozusagen auf der ganzen Erde verbreitet, — soweit sich Spuren derselben vorfinden. Die Zugabe von der Arche mit Noah, wie sie bei den Azteken, den Mandans vorkommt, ist zu vereinzelt, kann ebensogut zufällig mit der biblischen Tradition übereinstimmen, als durch fremde Lehre eingeführt sein, daher auch nicht als Beweis einer Abstammung des Indianers von Asien her gelten.

4. Februar. Wetter ungewöhnlich schön und warm, so dass ich das Innere des Forts von der südwestlichen Bastion zeichnen konnte. Sollte die freundliche Witterung einige Zeit dauern, so ist zu erwarten, dass der Frühling desto länger kalt oder nass sein werde; denn Schnee ist noch sehr wenig gefallen. — Smith mit Hirschfleisch herein; die Jäger im Heulager haben bereits 24 Hirsche und Elks geschossen. Da die Jäger mit ihren Squaws in zwei Zelten leben, fühlen sie sich sehr behaglich, essen die besten Stücke und sind froh, den Bourgeois nicht immer hinter sich zu haben.

8. Februar. Bereits 4 Zelte mit Assiniboinschmarotzern bei unsern Jägern im Rosslager, der Geruch des Fleisches hat sie schon angezogen und sie fühlen sich sehr behaglich, die Weissen für sie jagen und unsre entkräfteten Klepper das Fleisch herbeischleppen zu sehen. Smith hat daher Weisung erhalten, kein Fleisch in Vorräten bei sich zu behalten, sondern dasselbe sogleich hieher zu senden und die faulen Indianer nicht zu füttern.

10. Februar. Nachmittags von le Gras die baldige Ankunft von des Ours fou Lager der Gens des filles vernommen, mit dem Bescheide, wir sollten viel Fleisch, Mush (Maiswasserbrei), süssen Kaffee bereit halten. Nur befohlen! Wie die dunkeln Indianer zu Ross und zu Fuss, mit Squaws und den vielen Kindern, Packgäulen und beladenen Hunden über den glattgefrornen, in der Sonne hellglänzenden

Fluss kamen, bildeten sie einen sehr malerischen Zug. Aus dem Schmause wurde aber nichts, da sie keine Büffelhäute zum Tauschen mitbrachten.

11. Februar. Das Lager des *tollen Bären* ist nur 11 Zelte stark. Der *Bär* wünscht sein Portrait zu besitzen; es ist aber zu gewagt dasselbe auszuführen; denn Matoh, den ich gemalt, ist tot, Hrn. Denniks Finger zwar geheilt. Es war aber doch ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände und wurde bereits von den Weibern des Forts missdeutet. Der *tolle Bär* sagt zwar, er sei nicht so dumm, an eine Gefahr bei meinen Bildern zu glauben, muss aber doch gestehen, dass es seine Leute thun. Dafür zeichnete ich ihm eine kleine Schildkröte auf Holz; Mac schnitt das Bild aus, um es mit Blei auszugiessen. Der Chef trägt nun seine bleierne Schildkröte um den Hals als seine Medizin. Er hat von einer Schildkröte geträumt; da die frühere Medizin ihm so viele Verwandte hat sterben lassen, hat er sie aufgegeben; wenn diese besser ist, so kann er von Glück reden. — Im Fort Berthold schlug ich in Gegenwart mehrerer Herantsa eine junge Chickensnake tot, die unter mein Bettzeug am Boden kriechen wollte.[1] Kaum hatte ich sie getroffen, als einer der Indianer mir in die Arme fiel und bedeutete, es sei seine Medizin, die Schlange langsam mit 2 Stäbchen aufhob und sie feierlichst zur Thüre hinaustrug. Hatte der Indianer sie hereingebracht? Jedenfalls war sein Aberglaube empfindlich beleidigt.

Ein Iowä kam einmal mit der getrockneten Haut einer Schlange von dieser Art, deren Kopf und Schwanz verziert war, zu mir; sie war um seinen Hals gewickelt. Als eine Kuriosität erhandelte ich sie.

Assiniboins haben auf den Gräbern viel geheult und gegessen, den abgeschiedenen Freunden Speise hingelegt.

12. Februar. In dem indianischen Lager draussen zankten sich heute 2 Squaws eines Mannes, welche von ihnen die Eigentümerin eines Pferdes sei. Sobald der Mann sieht, dass seine Weiber sich in die Haare geraten, nimmt er Bogen und Pfeil und schiesst den unschuldigen Gaul durchs Herz, dann gab er demjenigen seiner Weiber eine tüchtige Tracht Prügel, welches Unrecht hatte. Er hätte gescheiter gehandelt sie zu prügeln, ohne den Gaul zu opfern, um so mehr, als es ihr einziger war. — L'ours fou ist sehr betrübt, dass die obere Bande der Assiniboins mit den Blackfeet nicht Frieden schliessen will. Als oberster Chef von den Vereinigten Staaten ein-

---

[1]) Chickensnakes (Hühnerschlangen) sind nicht giftig, auch nicht sehr häufig. In St. Joe sah ich die grösste, sie mass wenigstens 6 Fuss, mit etwa 2 Fuss 12 Zoll Durchmesser am Leibe.

gesetzt, glaubt er, die Assiniboins sollten jetzt auf sein Wort gehorchen; aber diese wilden Banden haben keinen Begriff von der Stärke und Ausdehnung der Vereinigten Staaten, fühlen noch kein Bedürfnis ihren Zustand zu verändern; auch ist diese Ernennung eines obersten Chefs gegen ihren Willen, gegen ihre freie Wahl, ein Verstoss gegen ihre Freiheit, gegen ihre Gewohnheit. Und diese Wahl des Ours fou wirft umsomehr Staub auf, als er die kleinste Assiniboinbande um sich zu vereinigen vermag. Des Bären Plan ist sein Volk zu bewegen, vorerst ein Dorf zu errichten, wie die Herantsa, viel Mais anzupflanzen. Die Assiniboins sind aber träge, in ihrer Kleidung gleichgültig, daher leicht von den geschmücktern, stolzern Apsahrokas und Sioux zu unterscheiden. Dem Assiniboin ist ein alter schmieriger Rock ebensolieb als eine wollene Decke; bloss Pferde wünscht er sich; aber für deren Ankauf ist er zu arm, muss sie zu stehlen suchen, muss daher einen Feind haben. Die Crows würden im Falle, dass die Assiniboins die Blackfeet nicht mehr bekriegen wollten, auch gezwungen sein, mit diesen Frieden zu schliessen, da sie allein nicht stark genug wären, die zahlreichen Blackfeet in Schach zu halten.

(Fig. 23). Herantsa in der Staatsrobe.
(Skizzenbuch S. 98.)

Ein Indianer ohne Krieg ist kein Indianer mehr. Der Krieg ist seine Erziehung, sein Lebenszweck. Von Natur stolz und voller Thatkraft, findet er im Kriege allein das Mittel sich auszuzeichnen. Soll er den Krieg aufgeben, so gibt er sein höchstes Ziel auf; er muss sein ganzes Leben umändern. Ohne Lebenszweck kann niemand

leben, sei er gut oder böse, dumm oder gescheit, praktisch oder unpraktisch, noch weniger ganze Nationen. Gibt man ein Ziel auf, muss ein anderes dessen Stelle einnehmen. Nun sieht ein Indianer wenig von den Weissen, den sogenannten Christen, den Hochgebildeten, das ihn reizt, sein Los zu vertauschen. Der Weisse besitzt wohl viele erstaunliche Erfindungen, viel nützliches, brauchbares Werkzeug; dafür ist sein ganzes Leben eine Plage, harte Arbeit; die Menge seiner Bedürfnisse lässt ihm keine Ruhe, weder bei Tag, noch bei Nacht; er arbeitet sein ganzes Leben fast für sein täglich Brot, und ist doch nie vor Hunger und Elend sicher. Die Improvements halten nur kümmerlich Schritt mit den immer steigenden Bedürfnissen einer sich stets mehrenden Bevölkerung, so dass das irdische Los der civilisierten Nationen trotz ihrer vermehrten Kenntnisse nicht besser ist, als das des genügsamen Indianers.

Man hört häufig den Indianern vorwerfen, sie seien nicht bildungsfähig, eigensinnig versessen auf ihre herkömmlichen Gebräuche, abergläubisch u. s. w. Warum? Weil sie das schlechte Beispiel der Weissen nicht schnell genug nachahmen, sich nicht einer Mode sklavisch unterwerfen, die sich wenigstens zweimal jedes Jahr ändert, höchst selten von gutem Geschmack zeugt, dafür öfter von grosser Albernheit, Unbequemlichkeit ist; weil sie einen Glauben nicht annehmen, welchen die Weissen weder in Worten noch in Thaten halten; diese heucheln, lügen, stehlen, morden trotz ihrer Moral, ihrer gedruckten, oft verdrehten Bibelsprüche. Wer behaupten darf, die Indianer seien bildungsunfähig, soll sich selbst erst fragen, ob er denselben ein gutes Beispiel eines echten Christen, edeln Freundes, thätigen, liebenden, treuen Vaters seiner Familie liefert; ob ein praktischer Wilder schöne Theorien anerkennen könne, wenn seine neuen Lehrer selbst ein so schlechtes Beispiel treuer Befolgung geben; wenn beim Weissen selbst trotz seiner immerwährenden harten Arbeit beständig Mangel, oft genug Hungersnot herrscht.

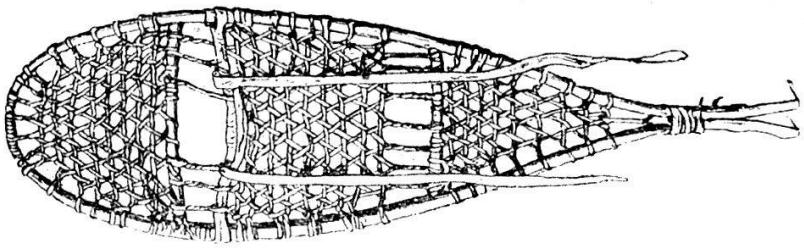
Ich habe keine Ursache gegen die Pelzhändler aufzutreten, sie sind nicht schlimmer als andere amerikanische Handelsleute; nur trifft es sich, dass ihr Interesse der Civilisierung der Indianer zuwiderläuft, dass ihr Handel mit derselben aufhören muss. Auch sehe ich an den Missionaren nicht viel zu loben, wenigstens nicht an denen, die nur predigen, die nur umstossen, aber nichts Besseres aufrichten.

Ein kleines Beispiel von einer der zahlreichen Schwierigkeiten, auf welche Missionare in ihrem edeln Bestreben stossen, gab mir der protestantische Missionar der Omahaws, Otoes, Pawnees in Bellevue. Herr Kimsees erzählte mir nämlich, dass die Omahaws den Anbau ihres Bodens aufgeben wollten, weil die Ernte zwei Jahre hinterein-

ander gefehlt habe; „der gute Geist sei ihnen nicht günstig, er halte sein Versprechen nicht.“

Die Jesuiten verbieten ihren christlichen Indianern bloss den Angriff, aber nicht die Verteidigung; auch sind sie klug genug, mit äusserem Schein dem sinnlichen Wilden zu imponieren, ihn zu gewinnen.

13. Febr. Heute ist so warm, dass wir das Kaminfeuer entbehren konnten, so recht in der warmen Sonne schwelgten. Damit schwindet aber meine Hoffnung, in der Nähe Büffel, Antilopen und Hirsche mit Schneeschuhen zu jagen. Diese Tiere mit ihren dünnen Beinen,



(Fig. 24). Schneeschuh.
(Skizzenbuch S. 154.)

scharfen Hufen, gewaltigen Sätzen, graben sich beim Springen so tief ein, dass sie auf den Schneeschuhen und von den leichtern Hunden ohne Mühe eingeholt werden können. Den Wölfen ist es daher auch ein Leichtes, die schwächern Hirsche und Antilopen im tiefen Schnee einzufangen. Der Wolf ist kein schneller Läufer, aber sehr ausdauernd; im ganzen ist er klüger, als der Fuchs, obschon dieser das Sinnbild der List sein soll. Hierherum sind die Wölfe nicht so gefährlich, wie in Europa, aus dem einfachen Grunde, da sie hier nie so ausgehungert werden; im übrigen sind sie ebenso wild, ebenso stark. Ueberall auf der Prairie und im Urwald sieht man einzelne Wölfe, aber nur in Scharen, wenn sie Blut riechen, sich zusammenrotten zur Verfolgung eines verwundeten Tieres oder zum Auffressen eines erlegten, abgelebten. Ihr Geheul ist ihre Sprache; es ändert sich mit der Ursache, ist gedehnt, traurig, wenn der Wolf hungrig ist und etwas wittert, das er nicht anzugreifen wagt; wird rascher, zorniger, ohne jedoch in Bellen auszuarten, bei der Verfolgung von Gewild. Ich möchte fast den Ausdruck brauchen, die Wölfe hätten bloss Kopfstimme, aber nicht Bruststimme. Durch dieses zornige Geheul werden immer frische Wölfe bei Verfolgungen herbeigezogen, neue Kräfte herbeigerufen. Die ersten Verfolger ermüden, keuchen, legen sich nieder, um auszuruhen, denn bald wird das gejagte Wild von den herbeigerufenen Wölfen zurückgetrieben, ermüdet, abgejagt.

Denn wo es sich hinwendet, lockt das Geheul seiner Verfolger immer neue Feinde herbei, bis es wieder auf seine Weide zurück, den ausgeruhten Bestien in den Rachen läuft.

Der Prairiewolf ist kleiner, schwächer, mit flacher Stirn, gewöhnlich gelb, auf dem Rücken mit einzelnen schwarzen Streifen, am Bauche mit weissen Haaren untermischt.

22. Februar. Seit einer Woche wenig Neues; das Wetter noch immer schön; die Zeit geht rasch vorüber; meine Skizzen vermehren sich, indem ich jede Kleinigkeit abzeichne, die ich später in Gemälden des hiesigen Lebens anzuwenden habe. Heute z. B. das ausgestopfte Bighornschaf kopiert. Das Weibchen hat Hörner wie die Steingeiss, der Bock aber wie ein Widder; sie tragen keine Wolle, sondern rauhes, falbes Haar; Bauch und innere Teile der Extremitäten weiss.

Zwei Crihs brachten über hundert Roben; erhielten dafür einen bessern Preis als gewöhnlich, weil sie sonst Dobies, Oppositionskunden waren. — Die Sioux sind willens, den Vertrag am Horseshoecreek zu halten, wenigstens ein Jahr lang zu versuchen, ob er ihnen Vorteil bringe, oder bloss ein leeres Versprechen, eine Lüge der Weissen sei. Ungefähr 80 ihrer Zelte stehen diesseits Fort Clarke, sie wurden von Assiniboins besucht, mit 12 Pferden beschenkt, die alte Verwandtschaft, die gleiche Sprache hervorgehoben. Hundertundzwanzig Assiniboinzelte sind bei den Herantsa auf Besuch, wahrscheinlich um Korn zu betteln. L'Ours fou hat bereits die Lage seines zukünftigen Dorfes ausgewählt, natürlich in der Nähe dieses Postens, in Geruchsweite von süssem Kaffee, warmem Brot. Er sieht ganz gut ein, dass das Jagen früher oder später aufhören muss; er glaubt aber, er selbst als Chef sollte von Uncle Sam das ganze Jahr durch mit Kaffee, Zucker und Mehl hinlänglich versehen werden, da das Arbeiten unter seiner Würde sei! O gewiss, die Melasse darf nicht fehlen, er träumt beständig davon. Ich denke, die geliebte Melasse wird noch die Schildkröte vom Halsband verdrängen. L'Ours fou ist sehr freundlich gegen mich; schläft jedesmal bei mir, wenn er im Fort ist; spricht von seinem Plan, mit Hrn. Culbertson im Frühjahr den Fluss hinunter zu fahren, um mit dem Dampfboote zurückzukehren, seinem Volke die versprochenen Herrlichkeiten von Uncle Sam auszuteilen. Wehe den Weissen, wenn das Versprechen nicht gehalten wird, wenn sie wieder lügen! Dann wird des Amerikaners Doppelzüngigkeit auch bei den hiesigen Nationen zum Sprüchworte.

Unlängst schlief L'Ours fou bei mir, wachte aber öfter auf, schürte das Feuer, neckte den Fuchs, rauchte, weckte mich, mit seinem Pfeifenrohr mich in die Seite stechend, auf, damit ich mit ihm schwatze. Zur Unterhaltung lehrte er mich Wörter, z. B. nuspeh,

Axt; kukusch, Schwein. Das Lehren des letzten Wortes machte ihm besonders viel Vergnügen; um mir das Tier kenntlich zu machen, grunzte er so trefflich, dass ich mir die Thränen vor Lachen abwischen musste. Nun sagt er immer: kukusch, ch, ch!

29. Februar. Nach einigen kalten, einsamen Tagen gibt es wieder eine Veränderung in meinem Zimmer; L'Ours fou, seine Tochter und zwei Grosskinder werden mit mir im gleichen Zimmer wohnen, bis er mit Hrn. Culbertson nach St. Louis abreist. Ihre Gesellschaft ist mir einstweilen willkommen, da es in diesem Augenblick äusserst still zugeht, nichts zu zeichnen, zu notieren gibt. Die letzten Tage waren überhaupt wieder beissend kalt; von einer Möglichkeit zu malen daher keine Rede, beim besten Eifer nicht. Unser eigenes Geschäft ist augenblicklich das Ausfüllen des Eiskellers. Ein Teil der Mannschaft sägt das dicke Eis aus dem Flusse heraus, der andere ladet, der dritte fährt, und ich muss beim Eiskeller die Anzahl Ladungen zählen, das Hinunterleeren beaufsichtigen. Das Eis ist im Sommer sehr notwendig, um das frische Fleisch aufzubewahren, das laue Flusswasser zu erfrischen.

Heute sind endlich die ausgehungerten Assiniboins von des *Bären* Verwandtschaft nach der untern Bourbeuse gezogen. Sie hätten sich gerne füttern lassen, sich dabei sehr behaglich gefühlt. Keinem Menschen im Lager kam es in den Sinn zu jagen; sie hofften immer, unsere Fleischvorräte würden ihnen geöffnet, nachdem man ihnen dieselben letzten Sommer abgekauft. *Bär* selbst kümmert sich mehr um seine Därme, als darum, seine Leute mit einem guten Beispiel zur Thätigkeit anzuspornen. Vor ihren abgemergelten Hunden war man keinen Augenblick mehr sicher; mit gebogenem, scharfem Rücken, eingezogenem Schwanze lauerten sie auf jede Bewegung der Menschen, der Thüren, um etwas stehlen zu können; jedes Stück Leder, das sie erhaschen konnten, war ihnen willkommen. Als Fleischverteiler hatte ich mit den wilden Bestien beständig mich herum zu balgen; wie ich gegen die Thüre der Fleischkammer ging, war ich gleich umringt, ich durfte die Thüre keinen Augenblick offen stehen lassen. Die alten Squaws waren nicht besser; sie hätten sich selbst für jedes Pfund Fleisch prügeln lassen. Schweine und Kälber mussten eingesperrt werden. Für ein gutes Stück Fleisch hätte man manchen guten „Schick“ machen können. Die Assiniboins beklagten sich über unsre Hartherzigkeit, besonders über mich; das Fleisch gehörte aber nicht mir und ihre Not kam von ihrer Faulheit sie hatten hier nichts zu thun; man musste sie zur Arbeit zwingen. Der Faule verdient weder Mitleid, noch Unterstützung; aber wer arbeiten will, sollte immer Arbeit, immer seine Nahrung finden.

Von „Sioux“ heute zwei interessante Zeichnungen erhalten. Er ›esuchte mich nämlich diesen Nachmittag, während ich zeichnete. Meine Arbeiten befriedigten ihn nicht, er könne es besser. Ich gab hm sogleich Papier. Zuerst zeichnete er seinen Coup; dann mit Tinte einen Büffel, wahrlich recht brav für einen „Wilden“. Bei hren Zeichnungen suchen die Indianer das äusserlich Auszeichnende ›esonders hervorzuheben, z. B. beim Menschen nicht seinen Körper, ondern seine Auszeichnung durch die Kleider, wodurch er seinen Rang erhält. Daher die menschliche Figur weit weniger gut ge- eichnet wird, als die tierische. Die Zeichnung der menschlichen Figur ist aber bei den Indianern seit Jahrtausenden so gleich ge- lieben, dass sie wie die heraldische Zeichnung als historisch heilig etrachtet wird. Uebrigens muss noch bemerkt werden, dass die Darstellung der menschlichen Figur nicht gleich ist bei allen Nationen, ondern dass jede Nation eine konventionelle Form hat. Man sehe ur die verschiedene Zeichnung der Reiter. Bei den einen sieht man eine Beine, bei den andern beide diesseits oder beide auf der andern eite des Gaules. So wollte heute dem Sioux meine Manier, die Reiter darzustellen, gar nicht einleuchten. „Er hat ja *zwei* Beine“. Ob das andere Bein durch den Pferdeleib verdeckt werde, war ihm leichgültig. Zuletzt ärgerte ich ihn nicht wenig mit der Bemerkung, ass bei uns die Weiber so reiten, wie er seine Reiter zeichne.

1. März. Die Blackfeet nennen sich Siksigisque. — Die Königin on Saba, wie Morgan und ich des Bären Tochter nennen, verliert ach und nach ihre Scheu, ihre vornehme Zurückgezogenheit vor mir. ie hat von Hrn. Dennik einen Kalikorock erhalten, legte deshalb ihr chwarzes, schmieriges Trauerkleid von Leder ab, vertauschte ihre Robe mit einem indigoblauen Blankett, verkriecht sich nicht mehr eständig hinter ihre Bettvorhänge. Der tolle Bär hat sich erst bei Hrn. Dennik erkundigt, ob seine Tochter vor mir Gefahr laufe. Er agte: nein! ich denke an andere Sachen. Uebrigens sei die Tochter ross genug, um sich schicklich zu benehmen, im Notfall sich zu erteidigen. Der Alte wünschte aber doch seine hübsche Tochter an inen Weissen verheiraten, der vermöchte, ihn beständig mit Kaffee, Mehl und Melasse zu versorgen; das gäbe aber einen kostspieligen pass. Um sich eine vornehme Bettlerfamilie aufzubürden, müsste ie Tochter innerlich und äusserlich doch noch besser ausgestattet ein. Anfangs sass die dunkle Prinzessin hinter den Moskitovorhängen ersteckt, als ob sie zu schön wäre, von profanen Augen erblickt zu erden. Sie zeichnet sich aber nicht besonders durch Schönheit aus; war ist sie gut gewachsen, hat schöne, sinnige Augen, prächtige ähne, kleine Hände. Zwischen ihren braunen Augen hat sie einen

tättowierten Halbmond. Sie ist schon mit einem jungen Krieger verheiratet gewesen, der im Gefechte umgekommen. Seit die junge Witwe sieht, dass ich ihr keine besondere Aufmerksamkeit schenke, ihr nicht nachstelle, hat sie geruht, von ihrem Throne aus Büffelhäuten herunterzusteigen und die häuslichen Geschäfte am warmen Kaminfeuer zu übernehmen. Für mich ist es sehr gut, dass meine Gedanken diesen Augenblick so sehr von meinen Malerstudien eingenommen sind; denn das Zusammenwohnen mit einer hübschen, unbewachten, jungen Witwe könnte sonst nicht so ruhig ablaufen. Uebrigens ist *Schitschaka* noch lange nicht mein Ideal, darf sich selbst mit Witthae nicht messen. Unsre Haupttrader sind jetzt alle mit Weibern versorgt. Morgan und ich wollen im Frühjahr fort, die junge Witwe hat daher wenig Aussichten hier zu heiraten, um so weniger, da Hr. Dennik und Mac sie früher als Mädchen gewollt, sie ihnen aber vom Vater abgeschlagen worden. Von jenem erwartete er viel zu viel Geschenke, dieser war ihm damals nicht hoch genug. Aber die Zeiten ändern sich.

(Fig. 25). „The Queen of Sheba".
(Skizzenbuch S. 178.)

Matoh miko (der tolle Bär) und Schitschaka werden sich aber bald langweilen, sie haben keine Unterhaltung, unsre Kost ist weder fett noch im Ueberfluss vorhanden und der Kaffee ohne Zucker, das Kornbrot ohne Schmalz!

4. März. Le Gras brachte die Nachricht von Fort Berthold, dass dort ein Bote von Fort Pierre angelangt sei. Da dies eine ungewöhnliche Erscheinung ist um diese Jahreszeit, so ist Hr. Dennik voller Hoffnung, die Opposition sei gebrochen. Welcher Sieg, welcher Triumph! Ist es aber möglich? Diese Company hat schon manchen Konkurrenten erdrückt oder ausgekauft, doch steigen immer neue auf, selbst aus ihrer eigenen Mitte; die jetzigen Dobies sind frühere Angestellte dieser Company, haben sich wegen einiger Misshelligkeiten getrennt, sich mit einander verbunden und sind gerade wegen ihrer frühern Freundschaft, ja selbst Verwandtschaft der beiden Picottes desto erbitterter, eifersüchtiger gegen einander. Die Indianer wissen gar wohl, dass sie ohne Konkurrenz die Waren bedeutend teurer bezahlen müssen; sie suchen daher mit Recht eine Konkurrenz zu erhalten. Uebrigens scheint mir eine Fallite der Company Primar,

BIBLIOTHEK der E. T. H.
ZÜRICH

Harvey & Comp. bloss eine Aenderung der Firma herbeizuführen; denn Campbell in St. Louis, der ihnen die Waren vorschiesst und Hauptgläubiger ist, würde das Geschäft nicht fahren lassen.

6. März. Soeben wird mir die unerwartete, aber sehr angenehme Nachricht zu teil, ich könne morgen mit Robert Morgan ins Rosslager! Welch freudige Kunde! Dort kann ich zeichnen, jagen, soviel ich will; bloss muss ich das Lager hüten in der Abwesenheit Morgans, der den Befehl übernimmt, weil Smith zu viel Indianer füttert. Einige Zelte leben immer von seiner Nachsicht. In der ersten Zeit wird mein Freund nicht viel jagen, da er unpässlich ist; dafür kann ich um so freier herumschlendern, den Jägern folgen. Wie schlägt mein Herz! Welch unerwartet Glück! Gerade das, was ich am meisten wünschte, zur Erfüllung meines Zweckes hauptsächlich noch bedarf, steht mir bevor! Adieu, Fort Union!

8. März. Rosslager, 12 Meilen östlich von Fort Union. Vorgestern verliessen Morgan und ich mit einem Ochsenschlitten, von Tétreaux geführt und unser Bettzeug enthaltend, das Fort. Reiner Himmel, wenig Schnee, scharfer, kalter Wind, aber warmes Blut. Da wir den Schlitten mehr oder weniger zu begleiten hatten, durften wir nicht schneller gehen, als der Ochse. Fünf Hunde umsprangen uns fröhlich. Da das Lager erst wegen Wasser, dann wegen der eingetretenen Kälte von den alten Heustöcken in den Wald verlegt worden, so mussten wir einen kleinen Umweg machen, um für den Ochsen im Vorbeigehen Heu über Nacht zu nehmen. Wie wir über das Moos schritten, sah Morgan in der Ferne einen Wolf herumlaufen, gab seinen Hunden sofort das Zeichen; fort rannte die Meute mit lautem Gebell, machte den Schnee von sich stäuben wie ein Wirbelwind. Wir beide nach in gestrecktem Lauf, um den Spass zu sehen. Voran der junge Windhund, der seine Sporen verdienen wollte, dann Badger, Castor, Bull; Kadosh blieb zurück, sobald er die Spur des Wolfes witterte. Das Windspiel holte den Wolf bald ein, wurde aber sogleich in die Nase gebissen; unterdessen fasste Badger den Wolf an einem Schenkel, Bull und Castor dann am Halse und bissen ihn tot. Trotz der grimmigen Kälte zog Morgan doch noch die Haut ab; er wärmte seine Hände im warmen Kadaver. Während er damit beschäftigt war, entdeckten die Hunde einen zweiten Wolf und verfolgten ihn sogleich, verloren aber seine Spur; da wir uns nicht zu weit von unserm Wege entfernen durften, so riefen wir sie zurück. Auf unserm Marsch nach den Heustöcken, wo Tétreaux bereits beschäftigt war, fanden wir den überschwemmten Bottom gefroren, das Wasser etwa einen Fuss tief und mit einer Eiskruste bedeckt, die aber nicht stark genug war, uns zu tragen, weshalb sie bei jedem

unserer Tritte brach, und wir eine Meile weit im Eiswasser laufen, bei jedem Schritte durch das Eis sinken mussten, was sehr mühsam war; wir wechselten daher ab, um einander Spuren zu machen (to make tracks). Vier Meilen weiter, diesseits des bois peinturé, fanden wir Smiths Lager am Fusse einer steilen Uferbank am Rande des Waldes unter der hohen Prairie, so dass man zwar vor dem Winde geschützt war, aber keine Aussicht auf die Prairie hatte, wo die Pferde weiden sollten. Morgan beschloss sogleich das Lager zu versetzen, wir schlugen daher unser mitgebrachtes Zelt nicht auf, sondern legten es auf den Boden, unser Bettzeug darauf, holten uns trockenes Holz, bildeten einen tüchtigen Haufen und zündeten ein prasselndes Feuer an. Eine Menge Fleisch lag auf einem Gerüst; aber Smith kümmerte sich wenig darum, solches in das Fort zu senden; in der Nähe auf der Höhe des alten Flussufers fanden wir noch die kreisrunden Spuren mehrerer Zelte, welche hier noch kürzlich gestanden und deren Inhaber ganz von der Beute unserer Jäger gelebt hatten, weil sie zu faul waren, um selbst zu jagen. Beim spanischen Rosshüter verzehrten wir unser Nachtessen, setzten uns dann neben unsre Hunde zum knisternden Feuer, dessen Funken weit im Walde herumflogen. Wie hoch schienen die dunkeln Stämme im finstern Walde! Wie herrlich schmeckte die Pfeife in dieser romantischen Lage! Wie schnell hatte sich die Scene meines Lebens geändert, wie glühte meine Phantasie von Jagden, Studien, Bildern! Wie hätte ich da noch schlafen können! Die Gesellschaft störte uns nicht viel, denn wir waren gekommen, um Smith den Befehl über das Lager abzunehmen, Cadottes und La Pierres Squaws anzuhalten, Zucker in der Opposition für Hirschhäute zu kaufen, die Indianer zu verhindern, unser Fleisch zu essen, den Platteman anzutreiben, von dem entlehnten Pulver und Blei bessern Gebrauch zu machen u. s. w., was jeder Partei Gelegenheit zum Nachdenken, zu mehr oder weniger Unzufriedenheit gab. Morgan

(Fig. 26). Mandanmädchen.
(Skizzenbuch S. 120.)

muss nun Ordnung schaffen, und da er nicht französisch, die Jäger und Métifs nicht englisch sprechen, so diene ich ihm als Dolmetscher und Stütze.

Gestern, Sonntags, brachen wir das Lager ab und schlugen es am Ufer des gefrornen Missouri auf, in einer sehr schönen Lage, mit Aussicht auf die Hügel, die Prairie und die 36 weidenden Gäule, Maulesel und Esel, weit den Fluss hinauf und hinunter, mit vielem trockenem Holze und reinem Flusswasser aus einem Loch im Eise. Als wir auf dem ausgewählten Platze eintrafen, wählte jede Partei ihre Stelle aus, wo sie ihr Zelt aufzuschlagen beabsichtigte; reinigte dieselbe von Schnee und Gesträuch. Während die Weiber mit Herbeischleppen ihrer Gerätschaften beschäftigt waren, hieben einige Männer dürre Bäume um, andere rüsteten Zeltstangen.

Sobald der Boden des zukünftigen Zeltes gereinigt war, wurde um die Feuerstelle herum Rinde gelegt, damit die Ayischimos (die ungegerbten Büffelhäute) oder überhaupt das Bettzeug nicht direkt auf dem feuchten Boden liege. — Je nach der Anzahl der Bewohner wurde auch der Umfang des Zeltes bestimmt und musste mehr oder weniger Rinde gelegt werden. Drei oder vier Stangen wurden nun an dem dünnen Ende aufgerichtet, am andern Ende so weit herausgestellt, als das Zelt Umfang haben sollte, als erstes Gerippe des Zeltes. In die Zwischenräume dieser ersten Stangen wurden noch mehr solche gelegt, einen Kreis bildend. Zuletzt ward die Zeltdecke aus mehreren gegerbten, haarlosen Kuhhäuten zusammengenäht, mit ihrer Spitze an eine fernere Zeltstange festgebunden, aufgestellt und in die Gabeln der aufgerichteten Stangen eingefügt; zuletzt wurden die beiden Enden der Zeltdecke über die Stangen weggezogen, aneinander mit kleinen Pflöcken oder Schnüren befestigt, oben eine Oeffnung für den Rauch und unten für den Eingang gelassen. Am untern Rand der Zeltdecke sind Einschnitte angebracht, durch welche dieselbe mit Pflöcken an den Boden befestigt, ausgestreckt wird. Die beiden obersten Lappen der Zeltdecke sind wie eine Tasche genäht, damit man vermittelst langer, aber dünner Stangen die Lappen vor den Wind legen, denselben abhalten kann, den Rauch in das Zelt herunter zu treiben. Diese Taschen nebst den blossstehenden Stangenspitzen des Gerippes werden von den Indianern sehr häufig mit Zieraten behängt. Ueber den niedern Eingang wird ein Stück Fell an zwei Stäben ausgestreckt aufgehängt; dies ist die Thüre — eine sehr unbequeme, weil man sich bücken, unter dem Felle durchkriechen muss. Da der Wind sehr heftig blies, der Boden zu hart gefroren war, um den eingeschlagenen Pflöcken viel zutrauen zu dürfen, legten wir noch schwere Baumäste, ja kurze

Baumstämme auf die Zeltdecke, um sie auf dem Boden festzuhalten; rund herum wurde ferner Schnee aufgehäuft, um den Wind so viel wie möglich abzuhalten. Somit war das äussere Zelt fertig. Inwendig wurden erst in unserm Zelte zwei Stöcke neben unserm Bettzeug als Schranke gegen den Feuerherd liegend befestigt, dann aber etwa in Mannshöhe ein tüchtiger Stock quer über dem Feuer an zwei Zeltstangen angebunden, ein dünnerer mit einem Haken in der Mitte angehängt, um den Kessel zu tragen. Gegenüber unserm Eingange legten wir unser vorrätiges Fleisch hin. Von nun an mussten die Jäger die Beute uns abliefern; wir teilten wiederum die Rationen aus. Jeder Jäger hat noch gewisse Stücke der Tiere, die ihm nach Jagdgebrauch gehören, wie der Kopf, das Herz, ungeborne Kälber, Magen, Steine u. s. w.

Morgan und ich mit fünf Hunden bewohnen ein Zelt allein; im nächsten leben Smith, der Spanier Joe Dolores mit seiner Mandansquaw und Belhumeur; im dritten Cadotte mit seiner Assiniboinsquaw und zwei Assiniboinfamilien; im vierten der Métif Antoine La Pierre mit Familie; unsere Gesellschaft ist also sehr verschiedener Abkunft.

* * *

Die fernere Schilderung dieses Aufenthaltes im «Rosslager», der sich unter furchtbaren Strapazen bei fortwährendem Wechsel von Jagdabenteuern, Ueberschwemmung, beissender Kälte, zunehmendem Mangel an Lebensmitteln, sehr romantisch gestaltete, ist nun zwar recht spannend geschrieben, bietet aber doch im allgemeinen vielleicht zu wenig bleibendes Interesse, so dass ich mich, zumal bei der notwendig gewordenen Rücksicht auf Raumersparnis, darauf beschränke, die drastischeren und sonstwie interessanten Stellen herauszuheben.

So schreibt der Maler unter dem 9. März:

9. März. Des Morgens nach der Coulée des «Bois peinturé» gegangen, um nach einer Falle zu sehen, die Joe gelegt; fand bloss eine Elster darin gefangen. Das «bemalte Holz» abgezeichnet. Es bestand aus einem grossen Cottonbaum, von welchem ein Indianer einen Teil der Rinde am Fusse abgeschlagen, und auf den nackten Teil allerlei Figuren mit Zinnober und Chromgelb gezeichnet hatte. Der Baum steht dicht am Trail. Seither sind von Vorübergehenden noch allerlei mit Kohlen gezeichnete Figuren hinzugekommen, nach dem Sprichworte: Esel beschmieren die Wände.[1] Die ursprüngliche

[1] Es lässt sich aber doch die Frage aufwerfen, ob dies nicht vielleicht Zeichen waren, mit denen sich die Vorübergehenden verständigten. (Anmerkung des Herausgebers.)

Zeichnung einer Sonne, Hand, Umzäunung und verschiedener Tiere scheint einem anzudeuten, dass der Zeichner seine Jagdabenteuer während einer Sonne (Tag) in diesem Walde darstellen wollte.

24. März. Das warme Wetter hat uns gezwungen, die Lagerstelle zu wechseln. Jeden Augenblick mussten wir gewärtig sein, dass der Yellowstone wegen seiner südlichen Herkunft baldigst aufbrechen und den Missouri unterhalb seiner Mündung überschwemmen werde mit all dem umliegenden flachen Lande. Obschon unser letztes Lager acht Fuss über der Eisfläche stand, so hielten wir uns doch nicht mehr für sicher. Morgan wählte den alten Lagerplatz bei den Heustöcken aus; wir packten unsere Zelte zusammen, beluden die Maultiere mit unserem Gepäck, stiegen zu Pferde und ritten mit der übrigen Herde nach dieser Stelle. Wir hatten einen weiten Bogen des Missouri zu umgehen; eine Strecke von 4 Meilen. Ueberall mussten wir durch Wasser vom geschmolzenen Schnee waten, das keinen Ablauf hatte, von der tieferliegenden, noch gefrornen Erde nicht aufgesogen werden konnte.

Die neue Lagerstelle gefiel mir gar nicht, obschon wir die alten Zeltstangen des früheren Lagers nebst einer Menge guten Brennholzes fanden. (Diese Vorteile nebst der Nähe des Heus bewogen Morgan zu dieser Wahl.) Aber wir waren ganz von Wasser umgeben. Auch haben wir eine schauerliche Nacht zugebracht. Ich hatte mich früh unter meine Büffelhäute gelegt, der indianische Gesang der drei Métifs im Nebenzelte schläferte mich ein, ich schlief wirklich schon einige Zeit, als Morgan mich aufweckte, mit dem Rufe: „Wasser, Wasser!“ Er hatte sich noch ein Stück Fleisch braten wollen, das Feuer wollte aber trotz der Menge dürren Holzes nicht brennen, die feurigen Kohlen löschten langsam aus. Erst gibt er dem feuchten Boden des vertieften Feuerherdes schuld und verlegt ihn an eine höhere Stelle im Zelte; aber auch da löscht die Glut aus. Endlich geht ihm ein Licht auf, er schlüpft zum Zelt hinaus und steht im Wasser! Es war hohe Zeit, uns zu retten; der Fluss war übergelaufen, das Wasser hatte uns nach und nach ohne alles Geräusch umschlichen. Wir riefen sogleich den singenden Métifs zu, sich aufzumachen, wir eilten, um unser Bettzeug, Bücher, vorrätiges Pulver, Flinten u. s. w. auf die hohe Prairie zu retten. Das Wasser ging uns an einer Stelle über die Hüfte; das schwere Zelt mit dem Fleisch liessen wir stehen, das steigende Wasser kam nur langsam, nicht reissend, denn wir waren ziemlich weit vom Flusse entfernt, wenigstens eine englische Meile — und in dem Gebüsche musste es jedenfalls stecken bleiben. Der sichelförmige Mond beleuchtete nur schwach diese trostlose Scene: unsere dunkeln Gestalten, mit den Büffelhäuten

hin und hereilend, durch das Wasser stürzend wie Räuber mit ihrer Beute. Die drei Métifs sangen aber immer ihr langweiliges Chippewälied, kümmerten sich um unsere Warnung nicht, und doch waren sie nicht betrunken. Sangen sie aus Trotz gegen das drohende Element?

Auf dem Trockenen angelangt, band ich meine Kostbarkeiten, nämlich Album, Tagebuch und Material in der Tasche in mein liebes Kalbsfell, das mir beständig wegen seiner feinen Haare als Kopfkissen dient; wir legten unsere Ayischimos auf den Prairieboden, Mäntel und Büffelhäute darüber, zogen unsere nassen Kleider aus und schlüpften

(Fig. 27). Quatre Ours (s. Jahresber. 1894, S. 67).
(Skizzenbuch S. 49.)

unter unsere Bettdecke, nahe zusammen, um uns gegenseitig zu erwärmen. (Seit ich von St. Joe weg bin, habe ich mich das erste Mal der Beinkleider zum Schlafen entledigt; und nun bei solcher Kälte!) Dann riefen wir unsere nassen Hunde herbei, damit sie, wie gewöhnlich, auf uns lägen und uns bewachten und wärmten. Unter dieser unruhigen Decke fanden wir aber keinen Schlaf, wir waren selbst zu sehr aufgeregt und die Hunde witterten jeden Augenblick nahe Wölfe, liefen mit lautem Gebell davon, sie zu bekämpfen oder zu vertreiben; legten sich wieder über uns, kratzten sich, disputierten über ihre

Plätze. Wir zwei hingegen trösteten uns mit dem herrlichen Gedanken, dass das Reisen ohne Abenteuer keinen Wert habe, — man müsse doch später etwas zu erzählen haben, wann man sich wieder recht behaglich fühle.

Es war schon spät am Tage; wir hatten schon mehrmals kleinmütig unter unsern Hüllen hinausgeguckt, ehe wir es wagten, aufzustehen, in offener Prairie, dem beissend kalten Winde blossgestellt, unsere gefrorenen Kleider anzuziehen und nach dem verlassenen Zelte zu sehen. Einmal die Kleider um, sprang ich schnell durch das Wasser erst nach unserm Zelte, fand darin weder Fleisch noch Wasser mehr, dann zu den Métifs, um mich an ihrem Feuer zu trocknen, zu wärmen. Es zeigte sich, dass ihr Zelt höher gelegen war. Die Hunde hatten das Fleisch in unbewachter Stunde verzehrt. Morgan kam bald nach. Nie hat mir schwarzer Kaffee ohne Zucker so gut geschmeckt, nie ein Feuer so herrlich geschienen. Auch die Kälte draussen kam uns diesmal zu statten, Eis ist angenehmer als Kot. Nur kein Kot, kein Morast!

27. März. Morgan kam gestern abends spät von einer langen Jagd zurück, mit nur *einer* Ente. Er gab die Schuld dem Mangel an Schrot; wünschte, ich solle zu Joe Picotte gehen und Schrot zu kaufen suchen, da ich gut mit ihm stehe. Morgan hatte diesen Wunsch schon mehrmals geäussert, ohne dass ich Folge geleistet, weil ich Joe Picotte wegen seiner Falschheit verachtete, weil er ferner wusste, dass ich kein Jäger war, das Schrot nicht für mich brauchte, sondern für seinen Konkurrenten, und endlich, weil Herr Dennik sogleich sagen würde, ich sei nach Brot oder Zucker gegangen, oder thue in seiner Abwesenheit freundlich mit der Opposition. Doch da Morgan mir so viele Freundschaft bewiesen, so liess ich mir heute ein Pferd satteln und ritt nach dem Adobafort. Hier fand ich den Missouri 30 Fuss höher als früher, mit tosendem Geräusche herunterfliessend. Der obere Missouri war gestern aufgebrochen, in zwei Stunden stieg er 20 Fuss hoch, überschwemmte alle Niederungen mit mächtigen Klötzen von Eis. Im Gehölze, am Rande der Waldungen schichteten sich Eisblöcke wie Mauern auf. Die ältesten Bewohner haben keine solche rasche und hohe Steigung des Flusses erlebt. Er geht jetzt 20 Fuss entfernt von der südlichen Pforte des Adobaforts vorbei, während dieses sonst bei 100 Schritte vom steilen Ufer entfernt stand. — Von Joe Picotte wurde ich sehr freundlich empfangen und erhielt drei Pfund Zucker zum Geschenk, aber kein Schrot. Ritt trotz der Dunkelheit hieher zurück, weil ich einen interessanten Fund in der Prairie versteckt hatte und denselben nur nachts nach dem Lager tragen wollte. Im Hinreiten fand ich nämlich eine Medizin-

puppe[1] im Trail liegend. Solche Puppen stellen Geister vor, die kranken Kindern helfen sollen. Es ist eine ausgestopfte Lederpuppe, circa 2 Fuss hoch, mit den gewöhnlichen Verzierungen bei Kindern, Arm- und Halsband von „Taubeneiern“ aus weissem oder blauem Porzellan. Eine indianische Kinderdoktorin hat diese Geisterpuppe verloren. Ich muss dieselbe vor den Squaws unseres Lagers versteckt halten. Ohne meinen Gaul hätt' ich den Weg über die stockfinstere Prairie schwerlich gefunden; er aber wieherte seinen Kameraden zu, welche auch bald wie dunkle Schatten daher gedonnert kamen, eine wahre Gespenstererscheinung, denn man konnte die Gestalten nicht unterscheiden; bloss das Dröhnen der Hufe, nebst dem heiseren Wiehern der Gäule bewies mir, dass es solche seien. Man konnte ebenso gut glauben, es seien Hirsche, welche oft unter den Pferden weiden. Endlich bemerkte ich auch weit in der Ferne den schwachen Schimmer eines Feuers hinter einer Zeltwand, konnte meinen unwilligen Gaul endlich einem bestimmten Punkte zutreiben; ihm wäre es lieber gewesen, gleich sich den schwärmenden Kameraden beizugesellen. Seine Zeit der Freiheit kam auch bald, denn schon witterten mich die Hunde und kamen mit lautem Gebell in raschem Laufe auf mich los, veränderten aber bald ihr zorniges Anbellen in freudige Laute, als ich sie bei Namen rief.

2. April. Von Joe Dolores sind schlimme Nachrichten eingegangen. Wie er mit seinen beladenen Hunden zum Yellowstone kam, fand er denselben ausgetreten; er musste zurückkehren, wartet nun mit einem Assiniboin seit mehrern Tagen dem Fort gegenüber, bis er dem Eise trauen dürfe. Dieser Assiniboin soll der einzig Uebrigbliebene sein von 5 Zelten; die Blackfeet sollen 25 Personen umgebracht haben!

In der letzten Nacht hat sich der Missouri wieder in sein altes Bett zurückgezogen, die hohle Eisdecke ist langsam unter Krachen eingestürzt; der dichte Nebel hat sich geteilt, die Sonne blickt um so prächtiger, um so wärmer hervor, wie wir sie lange nicht gesehen; der Schnee schmilzt vor ihren Strahlen, schon ragen Gräser heraus; die sonderbarste Erscheinung sind die Eisblöcke in den Aesten, wo sie bei der Ueberschwemmung hängen geblieben sind, sowie die aufgetürmten Eis- und Schneehügel um Gebüsche herum. Ueberall liegt eine Menge Treibholz aufgeschichtet. Haben wir die Winterszeit überstanden? Schwerlich, denn der Monat April ist ja der unbeständigste des ganzen Jahres. Mageres Hirschfleisch mit Unschlitt

---

[1] Von dieser Medizinpuppe findet sich eine treffliche Abbildung im Skizzenbuch. (Anmerkung des Herausgebers.)

ist unsere einzige Kost; ginge schon, wenn es nicht so durstig, das Kaltwassertrinken nicht so frostig machte. Schwarzer Kaffee ist uns eine grosse Seltenheit, wir geniessen ihn auch wie alte Jungfern, behelfen uns sonst mit magerer Fleischbrühe.

3. April. Joe Dolores wieder einer der Unsrigen; er erzählte uns von seiner misslungenen Biberjagd. Vorerst ist er einen Tag zu spät abmarschiert; kam zum Yellowstone, als dieser schon offen, seine Ufer überschwemmt waren; versuchte in einem Skinkanoe hinüberzukommen; fand das Treibeis zu stark, musste umkehren, sein Boot im Stiche lassen, um seinen Hund mit der Travay und drei Fallen den Fluten zu entreissen; musste dann lange Zeit bis an die Brust im Wasser waten, bis er die hohe Prairie erreichte. Unter einer grossen Ulme, neben einem mächtigen Eisblock, zündete er ein Feuer an, um sich zu trocknen, zu wärmen. Den nächsten Morgen lief er herum, um seine Lage ins Auge zu fassen und zu sehen, was zu machen sei. Traf auf ein verlassenes Feuer. Bei solchen Spuren ist immer die erste Frage: Freund oder Feind? Dass Assiniboins in der Nähe lagerten, wusste er nicht; Joe glaubte daher, es seien Blackfeet, lud zu seiner Kugel noch eine Handvoll Rehposten und schlich weiter vorwärts, bis er einen Indianer sah. Im Augenblick, wie er den Lauf in die Richtung des Fremden erhob, winselte ein Hund. Da sagt er bei sich selbst: Blackfeet haben keine Hunde, muss Dakotah sein; somit steht er aufrecht und wird mit dem bekannten dagoteh kuna (woher? Freund!) begrüsst. Des Assiniboins linker Arm war schlimm zerschossen, hoch aufgeschwollen; von ihm erhielt Joe eine Erzählung des Gefechts.

Sieben Assiniboinzelte des *Main poque* jagten in der Nähe des kleinen Sees diesseits der Buttes des Mammelles, wo sie von einer Schar Blackfeet, die auf Crows lauerten, entdeckt wurden. Am nächsten Morgen griffen die Blackfeet vor Sonnenaufgang die sieben Zelte unerwartet an, zerschnitten drei derselben sogleich, schossen einem Assiniboin eine Kugel ins Gehirn, konnten ihn aber nicht skalpieren. Ueberhaupt scheinen die Blackfeet sich nicht sehr tapfer geschlagen zu haben, trotz ihren Vorteilen, des Ueberfalls, des erhöhten Bodens und der Ueberzahl. Sie sollen 50 Mann stark gewesen sein, was ich aber durchaus nicht glaube, denn sie töteten nur *einen* Krieger und *eine* Squaw, verwundeten 15 gefährlich; verloren selbst drei Mann und erbeuteten *keinen* Skalp. Nachdem der erste Angriff zurückgeschlagen, sollen sie keinen mehr wiederholt, sondern sich bloss auf Flintenschussweite hinter Bäumen und Gesträuch versteckt gehalten haben, während die Assiniboins sich bloss durch Schneehaufen decken konnten. (Vielleicht verloren die Black-

feet den Mut, als sie merkten, dass es Assiniboins und nicht Crows waren.) Ueberhaupt hatte La Main poque seinen Lagerplatz sehr schlecht gewählt, in einem Kessel, d. h. in einem Thalgrunde, von nahen Hügeln und Gehölz eingefasst und bestrichen, während der Boden des Lagers ganz eben war. Die Weiber legten sich auf dem Bauch zu Boden und deckten sich und ihre Kinder mit Roben zu. Deshalb wurden viele durch Kugeln an den Fersen, Hinterteilen und Rücken gestreift. *Blaufuss* war der einzige Mann, der nicht kämpfte und sich gleich den Weibern auf dem Boden zudeckte.

Joe sagt, er habe das mit Baumstämmen verschanzte Lager der Blackfeet gesehen und schliesst aus der Menge der Knochen, dass die Feinde lange dort auf der Lauer lagen. Wären wir vor einiger Zeit nach dem Yellowstone hinüber, wie unser Plan gewesen, wir hätten wahrscheinlich durch diese feindliche Bande wenigstens unsere Gäule, wenn nicht unser Leben verloren. Ein Gefecht wäre mir nicht unlieb gewesen, doch der Gedanke, verkrüppelt oder blind zu werden, ist zehnmal ärger, als plötzlich getötet zu werden.

(Fig. 28).
Portrait eines Crih.
(Skizzenbuch S. 83.)

11. April. Fünfter Sonntag im Lager, — ohne Brot.

13. April. Gestern wieder einen höchst elenden Tag zugebracht, aber dieses Mal nicht wegen magerer Kost, denn wir hatten Gänse, sondern wegen eines fürchterlichen Sturmwindes, der unaufhörlich heulte, den Schnee über die Prairie peitschte, oft wie ferner Donner daher brauste, dann wieder die Sonne scheinen liess, sie wieder verdunkelte, mit Regen, Schnee und Schlossen abwechselte. Wir mussten unser Zelt anbinden, mit Baumstämmen beschweren; keinem von uns war es möglich im Sturme aufrecht zu stehen. Im Zelt verstunden wir unser eigenes Wort nicht; es war ein höllischer Lärm, das Geheul des Windes, das Schlagen der Zeltdecke, das Flattern des Rauchfanges, das Krachen und Knattern der Stangen benahmen dem Zelte alle Annehmlichkeit. Man fror, musste jeden Augenblick gewärtig sein, das Zelt über dem Kopfe zu verlieren. Auch begegnete dies wirklich der Familie La Pierre des Nachmittags. Sie kamen zu uns, in unserm Zelte Schutz zu suchen; denn das Aufrichten eines Zeltes bei solchem Winde war unmöglich. Wir schickten sie in Cadottes Zelt, wir hassten die Leute ihrer Diebereien wegen, wollten weder Gans, noch teuer bezahlten Kaffee mit dem gemeinen Weiber-

volke teilen. Antoine war abwesend. Aus Bosheit schob die Alte unsern Baumstamm von der Zeltdecke weg; wir bemerkten es aber sogleich und konnten einstweilen helfen.

Abends gelang ihnen der schlechte Witz besser. Wir sassen gerade gemütlich beisammen, assen von der gekochten Gans, tranken von ihrer stärkenden Brühe, als ein heftiger Windstoss ohne Komplimente unser Zelt aufhob und über unsern Köpfen wegschmiss! Im gleichen Augenblick jagte der Wind das Feuer in unsern Schoss, auf unsere Kleider, wirbelte alles im Chaos durcheinander: Feuer, Pulver, Mantel, Kleider, Roben — welche Zuversicht! Adieu Gans und Fleischbrühe! Wir mussten unsern fliegenden Habseligkeiten nach, sie mit angestrengter Kraft zusammenlegen, die umgefallene Zeltdecke samt Stangen darüberlegen, das Feuer dem Kuckuck zusenden, aus unsern Roben herausschlagen, das Pulver retten.

Auch uns blieb nun nichts übrig, als bei Cadotte in dem einzigen noch aufrechtstehenden Zelte Schutz zu suchen; welch Gedränge in dem kleinen Raum! Wir mussten sitzend die Nacht zubringen, waren herzlich froh, dass der unverschämte Wind nicht auch den letzten Zufluchtsort herunterriss. Diesen Morgen liess der Wind nach; der Himmel war prächtig blau, die Sonne allerliebst. Mit Hülfe von Garouillés Squaw und Mädchen war unser Zelt bald wieder aufgerichtet, wir hatten bereits einige Uebung; doch richteten wir uns bloss provisorisch ein, hoffend bald erlöst zu werden, denn das Leben im «Wigwam», ohne neue Studien zu gewinnen, ohne irgend eine Beschäftigung treiben zu können, als das Feuer zu unterhalten und unverwandt in dasselbe zu gucken, ohne Familie zu besitzen, fängt mir an langweilig zu werden; die Begeisterung hört bei solcher Unthätigkeit, solch abscheulichem Wetter auf.

Fort Union, 15. April. Oh! Da sitze ich wieder in meinem alten Zimmer des Forts, auf einem Stuhle, am Kaminfeuer, an einem Tische! Kaum hatte ich gestern mein Tagebuch in die Ledertasche gesteckt, als ein älterer Assiniboin mit geschwärztem Gesicht, ausser der Nasenspitze (zum Zeichen von Coup), unserm Lager zukam, mir in Abwesenheit Morgans einen Zettel von Herrn Dennik überreichte, den willkommenen Befehl enthaltend, das Lager aufzuheben und heute mit Sack und Pack, Mann, Ross und Hunden nach Fort Union zu kommen. Wir fütterten den sonderbaren Boten, so gut wir konnten, schossen unsere Flinten ab, um Morgan hinter den Heustöcken hervorzurufen, wo er auf Enten lauerte.

Diesen Morgen abscheuliches Wetter zum Abbrechen, Aufpacken und Abreisen; doch gerade deswegen ging ich um so lieber, ohne Reue vom alten Jagdrevier fort. Wäre die Sonne warm, der Boden

trocken gewesen, hätte ich noch einige Aussicht auf Jagd oder Skizzen gehabt, so wäre ich doch ungern vom Schlachtfeld geschieden. — Schwacher Westwind blies uns beständig ins Gesicht, jagte bald Regen, bald Schnee entgegen. Jeden Augenblick ein frischer Sturm, so dass wir mit Mühe vorwärts kamen. Smith wurde in der Coulée von seinem Bichon geschmissen; die Reiter eilten mit den Packeseln voran, bald befand ich mich mit der alten Garouillé und ihrem Mädchen zu Fuss in der Nachhut, gegen den Sturm kämpfend; Prairie und Himmel verschwammen im herunterströmenden Regen, wir sahen oft keine 20 Schritte vor uns hin. Die Regentropfen fielen schmerzhaft auf die Gesichtshaut infolge der Heftigkeit des Windes und ihrer eigenen Schwere. Leider hatte ich meinen Mantel mit den Büffelhäuten auf einen Esel gepackt, der mit den Reitern weit voraneilte. Da das Wasser in der flachen, noch halbgefrorenen Erde weder ablaufen noch eindringen konnte, so blieb es, immer sich mehrend, wie eine unübersehbare Lache stehen; durch dieses Wasser und gegen diesen Wind und Regen musste ich fünf lange Meilen laufen.

An der östlichen Seite des Forts, geschützt gegen den tobenden Westwind, fand ich mehrere Assiniboinzelte von La Main poque mit seinen Verwundeten. Im Fort stolzierten mehrere Indianer mit geschwärztem Gesichte bis an die Nasenspitze, zum Zeichen, dass sie mit dem Feinde (den Blackfeet) im Handgemenge gewesen. Hier fand ich beim Umkleiden meine Glieder von ausgestandener Kälte und Nässe steif, meine Füsse arg geschwollen. Zum Glück konnten wir Nachzügler einen Pfad verfolgen in dem undurchdringlichen Regen, sonst hätte ich mich schlechterdings nicht orientieren können. Je näher dem Fort, desto heftiger der Wind, desto stärker der Regen, desto höher das Wasser auf der Prairie; es war, als ob der Himmel seinen letzten Zorn über uns ausgiessen wollte, ärgerlich die gute Gelegenheit zu verlieren, schutzlose Menschen noch ferner zu quälen. Uebrigens hatte ich keine Eile; ich wollte nicht, dass Herr Dennik mich mit einem freundlichen *das Brot macht Ihnen Beine* empfange.

Wie ich im Esszimmer erschien, fand ich, dass meine Kameraden die Reis- und Bohnenschüsseln ziemlich rein ausgeleert. Im Spiegel fand ich mich sehr abgemagert.

16. April. Der brüllende Nordwind rast noch immer, aber umsonst; dieses Haus reisst er wenigstens nicht über unsern Köpfen weg, wie ein Zelt; durch diese dicken Wände stört er meinen Schlaf nicht. — Herr Dennik hat mein Anerbieten angenommen, ohne weitere Bezahlung mich zufrieden zu geben, wenn Herr Culbertson

mich mitnehmen wolle. Er schenkte mir ein Paar Schneeschuhe. Bei solchem Wetter habe ich keine Eile auf dem Fluss zu fahren.

18. April. Leb wohl, Fort Union! Herr Culbertson ist gestern im Boote angelangt, will Morgan und mich mitnehmen, wenn wir rudern wollen. Nächsten Morgen fort, fort!

Adieu, Fort Union, Indianer und Jagdtiere!

* * *

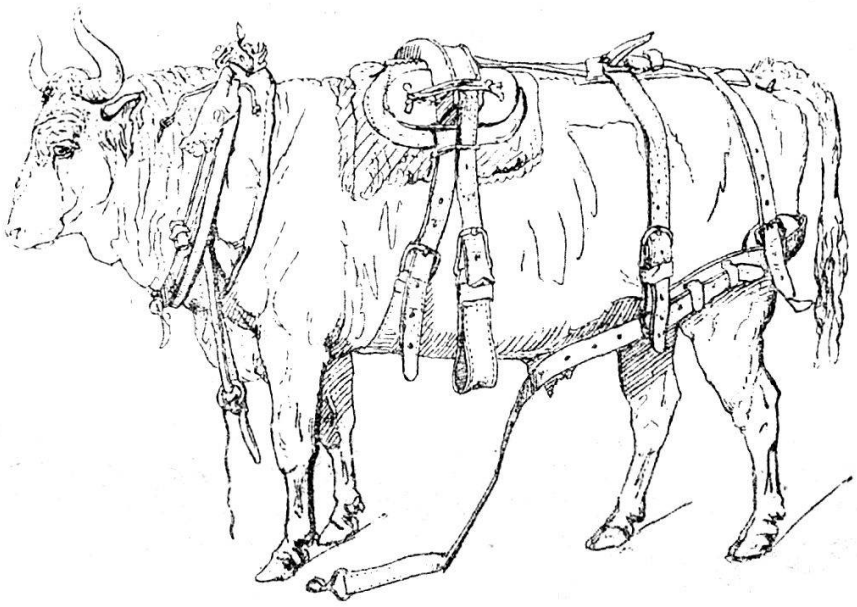
19. April. Um 11 Uhr morgens Fort Union verlassen und meine Rückreise angetreten. Jetzt sind meine Studien von diesem Land beendigt, von jetzt an sollen meine Gedanken auf die ästhetische Ausführung der gesehenen Bilder konzentriert werden. Die eine Hälfte meiner Lebensaufgabe ist erreicht — mit der Hälfte meines Lebens und meiner Gesundheit bezahlt.

25. April. Schönes Wetter; stark gerudert, mit Sonnenuntergang Fort Berthold erreicht, fand meinen grossen Koffer in guter Ordnung, die bestellten indianischen Kleidungen von Bellangé nebst drei schönen Roben und andern Dingen bereit, was mich nicht wenig überraschte; eine vollständige Büffelhaut mit farbigen Zeichnungen freute mich besonders, obschon ich bereits an demselben Tag von Herrn Culbertson eine schöne Robe von einem Waldbüffel erhalten. (Anmerkung: Man unterscheidet Wald- und Prairiebüffel, je nachdem sie ihren Aufenthalt auswählen. Jene sind nie in so ausgedehnten Herden vorhanden, sondern bloss in kleineren Familien; ihr Haar ist krauser, am Leib weniger glatt, was auch wahrscheinlich von ihrer nördlicheren Heimat herkommt.) Ich besass jetzt hier sieben Roben, nebst zwei Kalbsfellen. Bellangé erhielt mein liebes Fernrohr als Andenken für seine Dienste, meine Doppelflinte mit Zubehör als Tausch und noch verschiedene Gegenstände, die ich nicht mehr brauchte. In Fort Berthold verliess uns Joe mit den drei Squaws, was uns grössere Bequemlichkeit verschaffte, obschon die Kanadier behaupteten, je schwerer das Boot, desto schneller gehe es. Viele Zelte von Assiniboins und Apsahrokas um das Fort.

26. April. Mit Sonnenaufgang von Fort Berthold weg. Erster heller, warmer Reisetag; sehr rasch den Fluss hinunter. Bei Fort Clarke angehalten. Während der Bourgeois zu Dorson ging, sah ich dem Ballspiel von Ricaramädchen zu. Noch etwa 25 Meilen weiter gerudert; an vielen brennenden Prairien vorbei. Sie werden um diese Zeit von den Indianern angezündet, damit das alte, strohartige Gras dem jungen, zarten Aufwuchs Raum gestatte. Darin besteht die ganze Bodenkultur der wandernden Indianer. Nachtlager am Cannonballfluss.

27. April. Schon wieder Gegenwind; mussten anlegen; Morgan schoss einen Fuchs; man hielt diesen erst für einen jungen Kuguar; aber der kurze Schwanz und die Ohrpinsel waren Erkennungszeichen genug. Unzählige Flussmöven schwärmten durcheinander über der Wasserfläche, durch den heftigen Wind beunruhigt oder berauscht?

29. April. Wind und Ruhe. Cadotte, Battiste und Comp. hatten in einer kleinen Schlucht, vor dem Winde geschützt, ein grosses Feuer angezündet, waren dabei eingeschlafen. Das Feuer ergriff unterdessen das dürre Gras, brannte erst langsam im Kreise um sich, bis der Wind hinein blies und es ausdehnte, in Wellenlinien vor sich her trieb. Ich folgte dem Feuer lange in ruhigem



(Fig. 29). Ochse mit Ausrüstung.
(Skizzenbuch S. 166.)

Schritt auf dem verkohlten Boden nach, sprang auch mehrmals über dasselbe, um zu sehen, ob ein Prairiebrand wirklich so gefährlich sei, wie Schriftsteller behaupten. Bloss wo sehr hohes Gras wächst und sich oft dürre Sträucher finden, kann ein Brand für Menschen gefährlich werden. Das hiesige Prairiegras ist nicht hoch, wie mehr südlich, ohne grössere Tiefe, als die Höhe des Grases, brennt daher rasch herunter. Grünes, saftiges Gras brennt bekanntlich so wenig, als nasses. Vor dem Rauch und Feuer fliehen aber alle Tiere in grosser Angst, zahme wie wilde.[1] Obschon der Wind ungemein heftig blies, brannte doch das dürre Gras nicht

[1] Dieses dankbare Motiv hat Kurz in einem seiner besten Oelgemälde (gegenwärtig in bern. Privatbesitz) verwertet.

so schnell vorwärts, dass ich es nicht in raschem Gehen verfolgen konnte; mehr hat man vom Rauch zu leiden, wenn man gegen das Feuer geht. Der Wind war aber bloss auf dem Wasser so heftig, auf dem Lande spürte man wenig davon. Das Feuer war nie über drei Fuss tief, breitete sich aber nach allen Seiten schnell aus, rascher, wo der Wind heftiger anprallte, z. B. an den Hügeln herauf, dann aber langsamer auf der entgegengesetzten Seite hinunter. In Schluchten verweilte das Feuer länger, es fand mehr Nahrung, aber weniger dürre, und weniger Wind.

1. Mai. Kleiner Cheyenne, noch immer grosse Eisblöcke in den Aesten am Ufer von dem Aufbrechen des Flusses her. Die Flüsse tauen wegen ihrer Grösse langsam auf, obschon man bereits an gedeckten Plätzen grünes, frisches Gras sieht.

2. Mai. Grosser Cheyenne.

3. Mai. Fort Pierre des Abends nach heftiger Anstrengung erreicht. Den Tag über mehrere Kabritrupps am Flusse gesehen.

4. Mai. Durch heftigen Sturmwind den ganzen Tag beim Fort festgehalten; unsere hölzerne Wohnung abgebrochen, mit einer Zeltdecke vertauscht. Da wir beständig südlicher fahren, wird es bald warm werden; hier sieht man noch kaum an einzelnen Stellen grünes Gras; Laub noch gar keines, bloss Kätzchen an Weiden. Der Sturm währte bis auf den Abend mit gleicher Wut. Nach Sonnenuntergang auf einmal Windstille, grosse Wärme, ja Muskiten.

5. Mai. Früh fort. Um 10 Uhr bei Campbell's und Primeau's neuen Winterquartieren vorbei. Viel Sioux daselbst, Hunger leidend, Pferde essend. Die verlassenen Forts Lookout und Medecine schon in Ruinen angetroffen.

6. Mai. Schon vor Tagesanbruch, bei Mondschein unterwegs; jedermann in Eile, die Vereinigten Staaten zu sehen; wir haben zu viel Zeit durch Gegenwind verloren. Herr Culbertson möchte Harvey einholen, der mit seinem Skiff auf dem gleichen Weg voraneilt. Tags über wird nicht mehr angehalten, immer zugerudert, bis wir nachts auffahren, durch die Finsternis gezwungen sind, zu landen. Müsste ich nicht angestrengt rudern und wären meine Füsse nicht durch Unthätigkeit noch mehr geschwollen, würde ich keine Eile wünschen. Laub, Laub, keine Eisklötze mehr auf hohem Ufer an den Bäumen. Erster Whippoorwill (virginischer Ziegenmelker; Audub. Ornith. VII 350: Nuttals Whippoor. Ruf: « Oh will ») und Turkeys (Truthühner).

7. Mai. Descoteaux, P. Sarpys Clerk von l'Eau qui court, in seinem langen Hautboote eingeholt, von ihm Fische erhalten. Während des Nachtessens an l'Eau qui court vorbeigefahren, die malerische Mündung

des Basilflusses noch einmal gesehen; schade, dass die Bäume nicht belaubt waren wie letzten Sommer; trotzdem bleibt dies die schönste Partie am Missouri. Die Ufer dieses Flusses sehr wenig malerisch; doch freute mich stets ihr Anblick bei dem blossen Bewusstsein: es ist Indianerland.

9. Mai. Vormittags bei Vermillion, später bei dem ältern Bruyère vorbei; bei Sergeants Bluffs um 12 Uhr, bei Woodbluffs mit brennender Kohlenschicht um 4, Blackbirds grave um 7 passiert. Wälder gewinnen an Laub.

10. Mai. Big Sioux. Bluffs mit Millionen von kleinen Schwalben (Sandschwalben, Hirundo riparia Linné). Der Missouri an einer Stelle so mit Snags, aufrechten und liegenden, verrammelt, dass wir mit Mühe uns durchwinden konnten. Erstes Blockhaus, Old Council Bluffs. Gegen Abend die ersten Ansiedlungen (Mormonen). Die obere Mormonenfähre gedrängt voll von Zelten, bedeckten Wagen, Leuten, Vieh, auf beiden Seiten des Flusses: bound for New Zion. Von einem unserer Ruderer ein sehr schönes Fell eines weiblichen Grizzlybären für 5 Dollars eingehandelt; von einem andern den Skalp einer Snake rude (rote Schlange?) Zum letztenmale im Kielboot geschlafen, denn den

11. Mai morgens erblickten wir von weitem am Landungsplatz des landeinwärts gelegenen Ranesville das Kamin eines Dampfbootes. Wegen der Lage des Bootes sahen wir nur *einen* Rauchfang, ich glaubte daher, es sei die Utah, Corbys Dampffähre von St. Joseph. Einstimmiges Hurrah dem unerwarteten Dampfboote; niemand hoffte, so früh des Ruderns ledig zu werden. Es war aber die Elvira, mit zwei Rauchfängen; sie hatte eine Menge Mormonen mit Wagen, Vieh und Gepäck mitgebracht. Da der Kapitän zu viel nach St. Louis forderte, warteten wir auf die Ankunft des St. Paul, welcher vor unsern Augen den Fluss herauf puffte. St. Paul billiger; versprach uns abends bei Belle-Vue abzuholen; fuhren dahin ab; unsere Halbwilden machten sich lustig über die « Windspiele », nämlich die enggeschnürten, koketten, blassen Mormoninnen. Von Council Bluff ein bedeutendes Stück abgerissen gefunden; mein altes Wirtshaus hing verlassen über dem Ufer; während ich drin wohnte, war es wenigstens 100 Schritte vom Flusse entfernt! Mittagessen in Belle-Vue bei Freund Decatour, Joe und Mary la Flèche und — *Witthae!* Als ich ins Office ging, folgte sie mir nach, in der Hoffnung, die alte Bekanntschaft wieder anzuknüpfen. Ich las aber den Frontier-Guardian, ohne mich um sie zu kümmern. Witthae erwartete, dass ich sie anreden, grüssen sollte, aber ich war nicht der Mann, einer Entlaufenen die verschmähte Hand noch einmal zu bieten. Sie hüllte sich in ihr

Blankett und ging, um sich nicht wieder zu zeigen, als sie sah, dass ich sie verachtete. Um 4 Uhr nahm uns der St. Paul an Bord; wir liessen unser Mackinawboot zurück. Austausch von Andenken mit Stephen Decatour, dem ersten Ansiedler im zukünftigen Nebraska-territory. Ich gab ihm eines meiner bear's clow Halsbänder und er mir ein Mackinawblankett. Morgan schenkte ich den vor kurzem eingehandelten Skalp, nach welchem ihn sehr gelüstete, als Andenken für seine gute Kameradschaft.

12. Mai. Nach dem Nachtessen in St. Joe angelangt. Gerade ein Jahr von hier fort. Auch hier hatte der angeschwollene Fluss (Spring overflow) grosse Verheerungen angerichtet; das obere Landing musste einem untern Platz machen. Unlängst sollen Otoes einen Preussen Namens Möllhausen[1] in trostlosem Zustande mit einem Wagen ohne Pferde am Platte gefunden und nach ihrem Lager gebracht haben. Er war Begleiter des Herzogs Paul von Württemberg.

13. Mai. Landry (aus Biel) 14 Meilen weit zu Pferd auf seiner Reise nach Kalifornien begleitet, bis zum ersten Nachtlager seiner Gefährten. Viele malerische Gruppen von Golddiggers und Vieh und Pferden, von Nachtlagern im Urwalde, Zelten in der Prairie, Wagenzügen auf der Strasse, verunglückten Wagen, entlaufenen Gäulen, suchenden Reitern und Herden von Vieh, Rudeln von bepackten Pferden und Mauleseln waren da zu sehen; vereinzelte Indianer mit bettelnden Squaws gaben den Bildern ihre geographische Färbung. Aber durch das Reiben am Sattel wurden meine angeschwollenen Beine entzündet, fieberisch; schon wieder « Wassersucht »? Alte Bekannte besucht; an meinen Lieblingsstellen auf dem Blacksnakehill die weite Fernsicht bewundert; Vergangenheit mit Gegenwart verglichen, sowie meine erste Ankunft hier anno 48 mit meiner jetzigen. Schlimme Aussichten auf die Zukunft, wenn das Wasser in meinen Beinen nicht aufhört zu steigen! Jedenfalls muss ich mich

---

[1] Der bekannte Schriftsteller Balduin Möllhausen. Derselbe war so freundlich, zur Aufklärung des Sachverhalts mir folgendes mitzuteilen: Der Herzog (der auf einer Forschungsreise nach den Rocky Mountains begriffen war) und ich wurden, von unseren einzigen Gefährten verlassen, um die Mitte des November am Sandy Hill Creek, in öder Wildnis, von Indianern überfallen. Während nach vier oder fünf Tagen der Herzog in einem vorüberfahrenden Wagen einen Platz erhalten konnte, blieb ich liegen und wartete auf Hülfe. Sechs Wochen vergingen mir so in grauenhafter Weise inmitten sich täglich wiederholender Schneestürme, bis endlich Otoe-Indianer eintrafen, mit denen ich an den Missouri zog, wo ich beim alten Sarpy in Bellevue ein gutes Unterkommen fand.

Anm. d. Herausg.

in den Gedanken fügen, meine sonst so treffliche Konstitution geschwächt zu haben. Dafür gewinne ich vielleicht an Sitzleder.[1]

Meine ganze Sammlung indianischer Kleider, Waffen und Zierraten geordnet, an der Luft gereinigt, zusammengepackt.

21. Mai. St. Joe verlassen.

25. Mai. St. Louis; grosse Hitze. Wie ich das Virginiahotel aufsuchte, fand ich es ganz neu umgebaut, mit noch einem grossen Neubau in Arbeit, so dass es die ganze Tiefe eines Blocks einnahm. Doch fand ich noch den gleichen gefälligen Wirt, J. Sparr von Basel, was mich sehr freute. Zum erstenmal dieses Jahr geschwitzt; freute mich dessen ausserordentlich, es war ein Zeichen künftiger Gesundheit; denn selbst während des angestrengtesten Ruderns in meinen Winterkleidern brachte ich es nie zum Schwitzen, wurde deshalb oft gemahnt, ich gebe mir keine Mühe, weil die andern ihr Kleid auszogen. Um nun das Schwitzen zu befördern, durch Laufen meine Beine, die bereits bis an die Hüfte angeschwollen sind, neu zu beleben, besuchte ich wieder häufig meinen lieben Cahokiacreek, mit seinen vielen prächtigen Baumpartien, fand ihn aber durch die letzte Ueberschwemmung in eine stille Lache umgewandelt, an vielen Orten ganz versandet; doch standen meine bekannten Bäume.

Den üppigsten, mannigfaltigsten Baumwuchs sah ich bei dem Falling spring, 6 Meilen von St. Louis, hinter dem Dorfe Cahokia. Ueber dieser geheimnisvollen Quelle Falling spring auf dem Felsen geniesst man eine herrliche Fernsicht gegen St. Louis. Auf dem ganzen Wege von Falling spring nach Illinoistown, der Station der Dampffähre, trifft man jeden Augenblick auf die lieblichsten Landschaften. Die alten Blockhäuser der Kreolen sind nicht minder interessant, da Cahokia oder das alte Notre Dame de Cahô (besonders bekannt durch R. Clarkes Ueberfall im Jahre 1778) viel älter ist, als St. Louis, aus der Zeit der ersten französischen Ansiedlungen datiert. Die Baumstämme bei diesen sehr kleinen Hütten stehen aufrecht in dem Boden fest, liegen nicht horizontal, in den Winkeln eingekerbt, wie die amerikanischen; neben den Hüttchen immer freundliche Gärten, was man beim amerikanischen Farmer im Westen nie sieht; denn alles, was nicht Geld bringt, ist für diesen Luxus; bloss in der Sonntagskleidung erlaubt sich der Farmer einige Pracht.

Da ich vernahm, dass im Jesuiten-Kollegium die Stelle eines Zeichnungslehrers zu besetzen sei, so besuchte ich Père de Smet.

---

[1] Ein Brief des Malers an seine Angehörigen, d. d. 2. Juni 1852 aus St. Louis, lässt noch deutlicher erkennen, wie gross die Strapazen dieser 1800 englische Meilen langen Ruderfahrt waren. Anm. d. Herausg.

Wurde von ihm freundlich empfangen, wegen der Stelle aber auf die lange Bank geschoben. Meines Glaubens oder vielleicht Unglaubens wegen? Wenn mir der Himmel solche Beweise seiner Güte und Macht gegeben, wie dem frommen Père, ich zweifelte nicht mehr. Als nämlich der Père auf einer frühern Reise zu den Nez-percés zu Schiff in den Hafen von San Francisco einlaufen wollte, überfiel sie ein solch heftiger und gefährlicher Sturm, dass alle glaubten, es sei fertig mit ihnen. Da wirft sich der gläubige Missionar auf dem Verdeck auf die Knie, betet inbrünstig zu Gott um Hülfe und siehe! der Wind beruhigt sich, die Wellen peitschen die geängstigte Mannschaft nicht mehr tobend umher!

Die Stelle im Collège wurde aber besetzt, ehe ein Monat verfloss, und zwar mit einem deutschen Architekten meiner Bekanntschaft, ohne dass mich der Père seinem Versprechen gemäss benachrichtigt hätte, wann das Examen stattfinde. Die Stelle hätte bei 900 Dollars jährlich eingetragen.

2. August. Durch die täglichen Spaziergänge in der grossen Hitze hat sich das Wasser glücklicherweise aus meinen Beinen nach und nach ohne andere Medizin entfernt. Ich fühle mich bedeutend erleichtert bei dem Gedanken, von der Wassersucht befreit zu sein. Jetzt, wo ich nach Beendigung meiner Studienreise auf dem Punkte angelangt bin, mein Idealgemälde ausführen zu können, wäre es wirklich hart gewesen, aus dem Leben zu scheiden, das mir noch so viele Genüsse in meinem Berufe gewähren soll, um mich für die Mühen zu entschädigen. Da ich jetzt meine Studien für gründlich und vollständig genug halten darf, um Gemälde aus dem Far West (dem ehemaligen, nicht dem heutigen) naturgetreu und ästhetisch auszuführen, und mir St. Louis so wenig wie alle die neueren Staaten aus Mangel an Interesse für die Malerei ein Auskommen als Künstler darbietet, so muss ich mich mit schwerem Herzen entschliessen, eines grossen Teils meiner indianischen Sammlung mich zu entäussern,[1] um die Mittel zu erhalten, nach New York oder Paris zu reisen, wo ich hoffen darf, ein Auskommen als Künstler zu finden.

Nur damit ich in dieser Gegend länger verweilen könnte, die Kunst an den Nagel zu hängen, um mein Leben zu erhalten mit Anstreichen von Häusern, Schiffen und Mauern, oder wieder als Handlungscommis zu dienen, dazu kann ich mich um so weniger verstehen, da ich harte Erfahrungen mit meinen Handelsunterneh-

---

[1] Von dieser ganzen Herrlichkeit sind jetzt nur noch die sorgfältigen Abbildungen im Skizzenbuch übrig, abgesehen von den wenigen Ueberresten, welche jetzt das historische Museum in Bern besitzt. Anm. d. Herausg.

mungen gemacht habe, und keine Lust mehr dazu besitze; andrerseits habe ich bessere Aussichten in Europa, als hier, und endlich halte ich meine Studiensammlung für hinreichend, also einen längern Aufenthalt hier unter gedrückten Verhältnissen für überflüssig. So beschloss ich denn nach harten Kämpfen, mich von einem Teile meiner wertvollen Sammlung zu trennen, um aus dem Erlös nach dem Osten zu reisen. Ehe ich sie aus den Händen gab, kopierte ich sie, um wenigstens soviel für mich zu retten. Die Trennung war äusserst schmerzlich, ich hing so sehr daran, hatte mir so viele Entbehrungen gefallen lassen, um eine möglichst vollständige Sammlung von indianischen Kleidern, Waffen und Zierraten zu erhalten — aber dies ist mein trauriges Schicksal, ich brauche nur mein Herz an etwas zu hängen, so muss ich es verlieren, — so ist's mir mit der Kupferstichsammlung, mit meinen Liebschaften, meinen Pferden ergangen, mir, dem treue, dauernde Anhänglichkeit ein Bedürfnis, Veränderlichkeit und Untreue hingegen zum Ekel ist. Wahrlich, wahrlich, die wenigen Freuden meines Lebens muss ich teuer bezahlen.

Später hinzugefügt: Hätte ich damals eine Ahnung gehabt, dass ich nachher Jahre lang noch nicht im stande wäre, als Künstler unabhängig zu leben, ich wäre in St. Louis geblieben, selbst als Flachmaler oder Clerk und hätte mir die teure Sammlung indianischer Gegenstände erhalten können. Aber ich hegte zu grosse Hoffnungen; unter den Amerikanern konnte ich nicht etwa als Indianerfreund meine Indianer zu Helden machen, daher wenig Hoffnung für mich in den Vereinigten Staaten. In Europa hätte ich nach einer solchen Reise nicht bloss mit Skizzen und Studien auftreten sollen, sondern gleich mit fertigen effektvollen Bildern. Da ich aber bis jetzt mehr studiert hatte, in Bildern, was Effekt und Harmonie betraf, wenig Uebung besass, so musste ich mir diese erst noch erringen. Das war um so schwieriger, da ich lange am kalten Fieber krank darniederlag, dann mit dem Lebensunterhalt zu kämpfen hatte und endlich hier in Bern und in der Schweiz mit meinem Genre wenig Aufmunterung fand. Das Gescheiteste für mich wäre die Ausführung des Planes gewesen, der mir in St. Joe durch Landry vereitelt worden. Mit meiner schönen Sammlung indianischer Gegenstände nebst einer Anzahl von ausgeführten Bildern der hauptsächlichsten Tiere aus dem Westen und der verschiedenen Indianerstämme, ethnographisch behandelt, hätte ich als Showman, besonders in solchen Städten, wo viele Europäer wohnten, gewiss Geld gemacht. In St. Louis war aber meine erste Sorge, das Wasser in meinen Beinen los zu werden. Wie dies erreicht war, hatte ich kein Geld mehr, um einige Monate ruhig der Ausführung der nötigen Bilder mich zu widmen. Ein

Bekannter in einer Kunst- und Buchhandlung, der mir einige Ansichten von St. Louis und Umgebung auftrug, zeigte sich so wenig loyal, dass ich es aufgeben musste, für ihn zu arbeiten.

9. August. Heute von einem Besuch in Highland zurück. Ehe ich diese Gegend wahrscheinlich für immer verlasse, wollte ich doch meine dortigen Bekannten besuchen, vor allem aus aber jene Farm betreten, auf der ich anno 34 mit Herrn Dr. Beck sel. eine ganz andere Laufbahn eröffnen sollte. Ohne die religiösen Skrupel meiner teuren Mutter würde ich jetzt höchst wahrscheinlich Farmer sein; denn damals stritten sich viele Liebhabereien um den Vorrang in meinem Innern. In meinem 16. Jahre war zwar die Liebe zur Malerei schon sehr stark in mir, aber noch nicht zur Leidenschaft geworden. Ackerbau, besonders aber Viehzucht, Pferdezucht hätten mir damals auch genügt. Auf der Farm hätte ich mich jung an das hiesige Klima, an die hiesige Kultur gewöhnt, wäre praktisch geworden. Wahrscheinlich würde ich ein glücklicher Farmer sein, mit vielem Vieh, schönen Pferden — nebst einer mehr oder weniger zahlreichen Familie. Jetzt bin ich zwar Künstler, als solcher oft unbeschreiblich glücklich, — aber nur zu oft arm, einsam, unwirsch. Noch könnte ich tauschen; noch könnte ich Farmer werden — aber jetzt die Kunst aufgeben, jetzt, im Augenblick, wo sie mir mehr verspricht, als je, jetzt, wo ich mein Ideal gefunden, wo ich begeisterter bin als je — unmöglich!

Nach dem Verkauf des grössten Teils seiner Sammlung verliess der Maler St. Louis am 11. August. Seine Rückreise ist schon früher (s. Jahresbericht 1894, Heft I, S. 26 f.) skizziert; ich füge daher nur noch folgendes hinzu: Da in New York auch nichts zu machen war, entschloss sich Kurz zu sofortiger Rückkehr nach Europa, über welche er folgendes berichtet:

Ich entschloss mich daher sogleich, mit dem nächsten Paketboot nach Hâvre zu fahren, um so mehr, da ein beständiges Frieren, trotz der grossen Sommerhitze, mich eine nahende Krankheit ahnen liess.

Den 20. August nahm ich Platz für 20 Dollars im Zwischendeck des Sam. Fox; kaufte den 24. meine Lebensmittel, um denselben Abend abfahren zu können. Im Augenblick des Abstossens vom Lande musste ich mich erbrechen, darauf folgte ein heftiger Fieberanfall, der Schweiss lief in Strömen von mir und ich lag halb bewusstlos auf meinen Büffelhäuten, während ich Amerika verliess.

Die Seeluft brachte nicht die gehoffte Besserung; im Gegenteil, das Fieber nahm an Heftigkeit zu und die Seekrankheit blieb natürlich auch nicht aus.

Täglich zweimal eine Brühe — das war meine einzige Speise während der ganzen Seefahrt. Kann man sich darüber wundern, dass ich in Hâvre ausgehungert, abgemagert und geschwächt ankam?

22. September. Hâvre. Um mich von meinem Fieber zu kurieren und wieder zu Kräften zu kommen, hatte ich bei meinem kleinen Reste von Geld keinen andern Ausweg, als nach Hause zurück, wo ich den 24. September morgens früh unerwartet anlangte.

O weh, Bern und Kunst! welche Aussichten!

Dem steht aber auf der folgenden Seite, pag. 294 des Tagebuchs, gegenüber:

« Nüt nah la gwinnt! » (Nicht nachlassen gewinnt.)

* * *

Was den eigentümlichen Mythus der Herantsa betrifft (Hidatsa nach Matthews, dem Bearbeiter ihrer Sprache, der diesen Namen übereinstimmend mit dem an der betreffenden Stelle angeführten: Gens des Saules durch: das Volk bei den Weidenbäumen wiedergab), so wird uns wohl Herr Dr. Gatschet in Washington früher oder später mit einer Erörterung dieser Sage und zugleich mit Exkursen über den sprachlichen Anhang im Jahresbericht 1894, Heft I, S. 90 ff. erfreuen. In dieser angenehmen Voraussetzung gestattet sich der Herausgeber vorderhand nur folgendes hervorzuheben: Wie oben bemerkt wurde, findet sich bei den Kayowé-Indianern, deren ursprüngliche Heimat vermutlich das südöstliche Colorado gewesen ist und die seit 25 Jahren auf der Comanche-, Kiowa- und Apache-Reservation am False Washità-Flusse im Indianer-Territorium untergebracht sind, ein in wesentlichen Punkten übereinstimmender Mythus, den Herr Dr. Gatschet im « Ausland » 1890, Nr. 16, unter dem Titel: Sinti, der erste Mensch, veröffentlicht und besprochen hat. Der Kayowé-Mythus wird durch den der Herantsa wegen der ausführlicheren Darstellung des letztern in manchen Punkten erklärt. Weil sich die Sage in ihren wesentlichen Bestandteilen auch bei den Herantsa findet, ist Dr. Gatschet geneigt, anzunehmen, dass dieselbe ursprünglich bei allen Stämmen am Mississippi und westlich davon verbreitet war. Was ihre Deutung betrifft, so ist die Erzählung vorwiegend meteorologischen Charakters. « Das Oeffnen des Bodens im Himmelsgewölbe bedeutet das Zerreissen des sommerlichen Wolkenschleiers; denn durch den Riss muss die Erde von oben sichtbar werden, und das Herablassen der Sehne ist wohl durch einen Vorgang wie das Sichtbarwerden von Sonnenstrahlen in den Wolken oder das sogenannte « Wasserziehen » zu erklären. Der Sohn der Sonne,

der an dem Sehnenstrange hinabgelassen wird, ist die Abendsonne, welche sich zur Mutter Erde hinabsenkt. Die Zauberin (welche im Kayowé-Mythus die Abendsonne anpackt) ist die Nacht etc.»

Mit dem vorliegenden Abschnitt sind nun die Mitteilungen aus dem Tagebuch von Friedrich Kurz geschlossen, wenn dasselbe auch keineswegs erschöpft ist. Fünfundzwanzig Jahre nach des Malers Tod sind seine Aufzeichnungen weitern Kreisen bekannt geworden. Das Interesse, das dieselben gegenwärtig erwecken, ist vorwiegend ein ethnologisches, wissenschaftliches und erst in zweiter Linie ein künstlerisches. Dass aber auch ein persönliches Interesse für den schlichten Mann, der sich mit seinen so durchaus objektiven Aufzeichnungen, ohne es zu wollen, ein Denkmal gesetzt hat, auch in weitern Kreisen geweckt worden sei, glauben wir, durch die bis jetzt schon laut gewordenen Stimmen der Kritik in dieser Annahme bestärkt, hoffen zu dürfen. Tritt uns ja aus diesen anspruchslosen Memoiren das Bild eines wackern, redlichen, für seine Kunst, für die Natur und das unverfälschte Naturleben begeisterten Mannes, eines tüchtigen Künstlers, eines scharfen Beobachters und eines unermüdlichen Arbeiters entgegen, den trotz seiner trüben Schicksale Schaffensfreudigkeit und Idealismus nicht verliess, so dass er am Ende seines Lebens, bevor ein jäher Tod ihn einer viel schöner gewordenen Stellung und seinem freudigen, unermüdlichen Wirken entriss, mit frohem Selbstbewusstsein sagen konnte: ich habe nicht umsonst gelebt, und: nicht nachlassen gewinnt!

Anhang.

Verzeichnis der Abbildungen.

Jahresbericht 1894, Heft I.

Fig. 1. S. 36. Haartracht der Omahaws.
Fig. 2. S. 51. Omahaw (Nachidinge).
Fig. 3. S. 57. Hundefuhrwerk (travay).
Fig. 4. S. 59. Herantsa, im Begriff mit Büffelbooten über den Fluss zu setzen.
Fig. 5. S. 67. Indianermädchen (Sauteuse).
Fig. 6. S. 69. Herantsachef.
Fig. 7. S. 71. Longhair (Longue Chevelure), II. Chef der Herantsa.
Fig. 8. S. 75. Le Corbeau rouge, Herantsa (Skizzenbuch S. 50 nicht 90).

Jahresbericht 1894, Heft II.

Fig. 9. S. 125. Kopfschmuck.
Fig. 10. S. 135. Billardspieler.

Jahresbericht 1895, Heft I.

Fig. 11. S. 35. Crih.
Fig. 12. S. 40. Assiniboin.
Fig. 13. S. 43. Bearshead.
Fig. 14. S. 53. Assiniboin im Winterkostüm.
Fig. 15. S. 62. Four Rivers (Apsahroka).
Fig. 16. S. 69. Crow-Häuptling.

Jahresbericht 1895, Heft II.

Fig. 17. S. 89. Ours fou.
Fig. 18. S. 93. Tätowierung: Sioux.
Fig. 19. S. 95. Tätowierung: Herantsa.
Fig. 20. S. 97. Tätowierung: Sioux.
Fig. 21. S. 101. Herantsa, an die Wand zeichnend.
Fig. 22. S. 105. Herantsa mit geschwärzten Gesichtern.
Fig. 23. S. 109. Herantsa in der Staatsrobe.
Fig. 24. S. 111. Schneeschuh.
Fig. 25. S. 115. „The Queen of Sheba“ (die Tochter des Ours fou).
Fig. 26. S. 117. Mandanmädchen.
Fig. 27. S. 121. Quatre Ours.
Fig. 28. S. 125. Portrait eines Crih.
Fig. 29. S. 129. Ochse mit Ausrüstung.

Fig. 18 bis 29 haben keine besondere Beziehung auf den vorliegenden Text, dienen aber zur hoffentlich nicht unwillkommenen Illustration teils des früher Gesagten, z. B. die Tätowierungsbilder Fig. 18 bis 20, das Portrait des Herantsachefs Quatre Ours Fig. 27, das Bild der Herantsa mit geschwärzten Gesichtern (nur die Nasenspitze ist weiss), zum Zeichen, dass sie „Coup“ errungen haben, Fig. 22; der Herantsa in der Staatsrobe, Fig. 23; teils zur Illustration des Indianerlebens und des Lebens im Far West überhaupt, wie Fig. 21, 24 und 26 bis 29.